

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **89 (2010)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

U 166 : Nr. 5 (2010)

Düsteres Erbe – Zwangssterilisierungen im Burghölzli
Unter die Haut – Unser Reporter hat eine Leiche seziiert

ZS 22.10.2010
Zürcher Studierendenzeitung
5/10

Das grosse Medizin-Special

Alles über die «Halbgötter in Weiss»



Mit der Wahlzeitung
des Studierendenrats

Studenten, Schüler und Lehrlinge aufgepasst!

Mit HeinigerAG.ch bleibst du mobil!



- MacBook 13" MC516**
- 2.4 GHz Intel Core 2 Duo
 - 250 GB Festplatte
 - NVIDIA GeForce 320M mit 256 MB
 - Auflösung 1280 x 800
 - USB
- mit 2 GB RAM CHF 1220.-
mit 3 GB RAM CHF 1290.-
mit 4 GB RAM CHF 1350.-



- MacBook Pro 13" MC374**
- 2.4 GHz Intel Core 2 Duo
 - 250 GB Festplatte
 - NVIDIA GeForce 320M mit 256 MB
 - Auflösung 1280 x 800
 - SD Kartensteckplatz
 - FireWire 800, USB
- mit 4 GB RAM CHF 1399.-
mit 6 GB RAM CHF 1645.-
mit 8 GB RAM CHF 1865.-

- MacBook Pro 15" MC371**
- 2.4 GHz Intel Core i5
 - 320 GB Festplatte
 - NVIDIA GeForce GT 330M mit 256 MB
 - Auflösung 1440 x 900
 - SD Kartensteckplatz
 - FireWire 800, USB
- mit 4 GB RAM CHF 2158.-
mit 6 GB RAM CHF 2398.-
mit 8 GB RAM CHF 2618.-



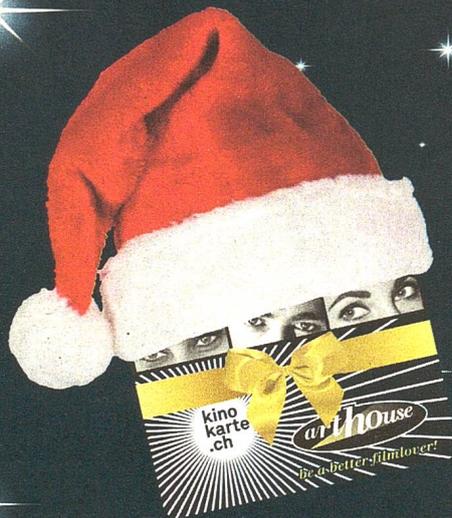
Irrtümer, Preis- und Angebotsänderungen vorbehalten. Aktuellste Preise finden Sie unter www.heinigerag.ch.
Angebot gültig für Schüler und Studenten (älter als 18 Jahre). Wir benötigen eine schriftliche Bestellung mit Ausweiskopie oder eine Bestätigung der Schule.

HeinigerAG.ch

4704 Niederbipp, T 032 633 68 70, F 032 633 68 70, info@heinigerag.ch
4600 Olten, T 062 212 12 44, F 062 212 12 43, olten@heinigerag.ch
9470 Buchs, T 081 755 60 80, F 081 755 60 81, buchs@heinigerag.ch

 **heinigerag.ch**

Die Festkarte für Filmlovers.



Das Weihnachtsgeschenk für Freude ohne Verfalldatum.
Mit der Kinokarte.ch günstiger in alle Arthouse Kinos und ins Riffraff. Jetzt auch direkt als Geschenk verschicken lassen unter www.arthouse.ch/schenken

Auch unsere Partner sind Filmlovers:





«Vor dem Gesetz sind alle gleich.» Dieser Satz stimmt längst nicht mehr. So möchte Nicolas Sarkozy in Frankreich zwei verschiedene Bürgerklassen schaffen.

In Russland fahren Reiche schneller, wenn sie den Polizisten das nötige Kleingeld abdrücken, und auch die SVP-Ausschaffungsinitiative schafft eine Rechtsungleichheit. Der Aussage, dass wir vor Gott alle gleich seien, werden heutzutage auch immer weniger Menschen beistimmen – doch da gibt es noch die «Halbgötter in Weiss». Vor ihnen sind alle gleich. Wenn ein Milliardär sein Geld am Fiskus vorbeischleusen will, schafft er es in die Schweiz oder auf die Cayman-Inseln. Doch wenn ihn Prostata-Probleme plagen, gibt es auch für ihn keinen Ausweg – er muss die Hosen runterlassen. In der Arztpraxis gibt es keine Geheimnisse.

Medizinerinnen und Mediziner greifen in die intimsten Bereiche der Menschen ein und sind sich bewusst, dass sie mit anderen deren best-behütete Geheimnisse teilen. Deshalb gibt es den Hippokratischen Eid. Die Ärzte geloben also, die Schweigepflicht einzuhalten oder ihren Patientinnen und Patienten nicht zu schaden.

Die Medizin hat selbstverständlich auch in der Geschichte der Universitäten eine lange Tradition. Gemäss dem Gründungsmythos der Schule von Salerno soll die Medizin auch dazu geführt haben, dass die erste Universität überhaupt entstand. Wir haben der Fakultät, die einst Gemüter erhitzte und Städten Weltruhm verlieh, unsere neueste Ausgabe gewidmet. Wir haben uns am Seziertisch versucht, die Medizin aus modernen und historischen Blickwinkeln betrachtet und gefragt, wer denn die Studierenden sind, die hier zu Ärztinnen und Ärzten ausgebildet werden, die alle Geheimnisse kennen und vor denen wirklich alle Menschen gleich sind.

Corsin Zander, Redaktionsleiter

Inhalt

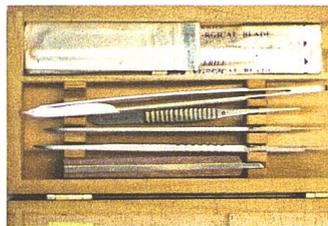
Studium	5	Leserbriefe/Korrigenda	30
Sorgenbox	11	Disziplinäres	31
Welterfahrung	11	Wahlzeitung 2010	32
Medizin-Special	12		
Mitgemacht	12		
Wo ist Waltraud?	20		
Das schau ich, das nicht	22		
Fundgrube	23		
Kultur	24		
Duell	29		
Impressum	30		
Kurz gefragt	30		



6 Fairtrade-Kaffee an der Uni
Seit Jahren wünschen Studierende Max-Havelaar-Kaffee. Im Zentrum läuft ein Versuch, am Irchel spricht man von geschmacklichen Mängeln.



12 Mediziner-Klischees
Über die Studierenden des ältesten Studiengangs existieren eine Menge Vorurteile. Wir zeigen, wie viel Wahres dran ist.



14-17 Skalpell statt Bleistift
Medizinstudierende an der Uni Zürich sezieren Jahr für Jahr über ein Dutzend Leichen. Unser Reporter hat mitgemacht.



28 Zwangssterilisierungen
Über der Psychiatrischen Klinik der Uni Zürich liegt ein dunkler Schatten. Das Burghölzli war einst ein Zentrum der Euthanasie.



StuRa
Studierendenrat der
Universität Zürich

32-39 Die Wahlzeitung des StuRa
Auch in diesem Jahr wird wieder der Studierendenrat gewählt. Alle Infos dazu gibts in der Wahlzeitung.

Adrenalin, Fun, Genuss!

Einfach Konto eröffnen und unvergessliches Erlebnis aussuchen.

Lass dich mit einer Massage im Spa oder mit schmackhaften Gaumenfreuden verwöhnen. Flieg selber einmal eine Cessna. Versuch dich als Schokoladentester oder erleb River Rafting vom Feinsten. Übernachte in einem traumhaften Hotel in idyllischer Umgebung oder nimm an einer Rallye teil. Eröffne einfach dein kostenloses Privatkonto Académica und schon kannst du aus über 60 Erlebnissen genau das richtige für dich auswählen. Mehr Informationen findest du unter www.credit-suisse.com/erlebnisse

SICHERE DIR EINS VON ÜBER
60 ERLEBNISSEN.
JETZT!

Platzmangel

Lotterie bei der Modulbuchung im Architektur-Master.

«Leider wurde Ihr Name nicht ausgelost und Sie können am Seminar nicht teilnehmen.» Solche E-Mails haben in der ersten Semesterwoche viele Architekturstudierende erhalten. Nachdem das Architekturdepartement den Master letztes Jahr auch für Studierende von anderen in- und ausländischen Hochschulen geöffnet hat, wird der Höggerberg von Studierenden überschwemmt.

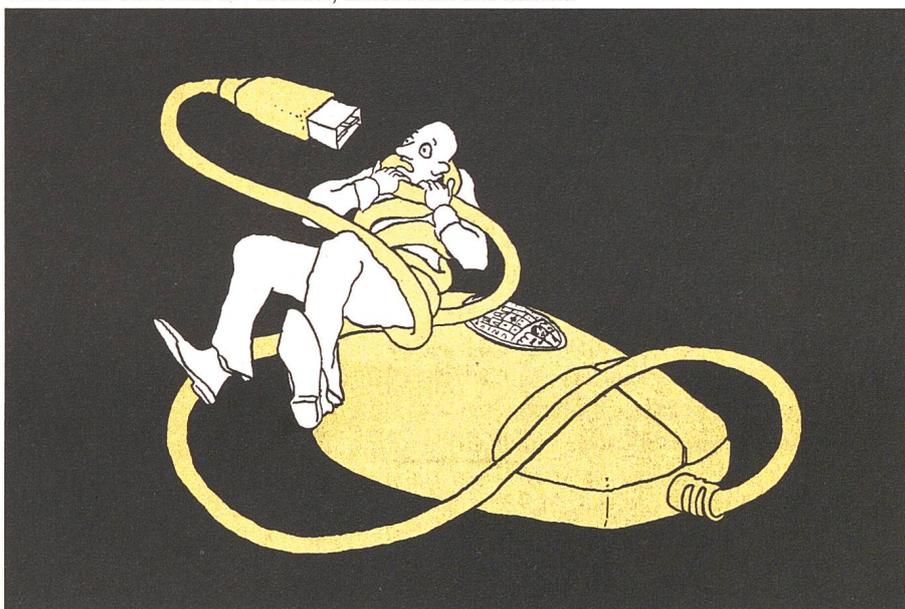
Am Ende der Woche hatten diese genug. Der Fachverein richtete einen Beschwerdebrief an die Rektorin der ETH. Mit ihr steht auch Departementsvorsteher Marc Angélil in ständigem Kontakt. Denn die Anzahl der Architekturstudierenden hat seit 2002 um 50 Prozent zugenommen, doch das Budget wurde diesem Zuwachs nicht angepasst. Noch nicht. Als Angehörige eines von drei Stardepartementen der ETH sind die Architekten hier in einer privilegierten Situation und können auf fließende Gelder zählen. «Wir bekommen bis 2011 mehrere neue Professuren und uns wird mehr Geld und Raum zur Verfügung gestellt. Zudem soll die Zahl der ausländischen Studierenden verringert werden», zählt Angélil auf. Eine ständige Gratwanderung zwischen Quantität und Qualität sei jedoch nicht zu vermeiden.

Doch auch in einem Stardepartement passieren Fehler. «Was wir nicht Bedacht haben, war der Ansturm für Studierende, die noch keine Entwurfskurse belegen dürfen», räumt Angélil ein. So haben sich alle auf die Wahlfächer gestürzt, was letztendlich zum Chaos führte. Sein eigenes Wahlfachseminar hat Angélil inzwischen in eine Vorlesung für 150 Studierende umgewandelt.

Gesaugt, verwarnt, entschuldigt

Wer mit P2P-Tauschbörsen übers Uni-Netzwerk downloadet, dem flattert schon mal eine Verwarnung in den Briefkasten.

Wer an der Uni Filme downloadet, bleibt nicht unbemerkt.



Langweilige Vorlesungen sind ätzend. Die Gedanken schweifen schnell mal ab. Zum Beispiel zu Zombies. Warum Daniel* sich gerade den Film «Zombieland», im Bittorrent hinzufügte, weiss er nicht mehr. Die Idee jedenfalls war: während der Vorlesung downloaden, zuhause schauen. Easy peasy, oder?

Nicht ganz. Denn Columbia Pictures (denen gehören die Rechte an «Zombieland») hat in den USA die Firma «MediaSentry» beauftragt, global Tauschbörsen zu überwachen. Die macht nun weltweit IP-Adressen aufspürbar und schreibt Usern böse Briefe. Auch Daniel blieb nicht unbemerkt. So forderte «MediaSentry» die Uni in einem Brief auf, seinen Zugang zum Uni-Netzwerk zu sperren. Kein Einzelfall. «Alle zwei Wochen kommen ungefähr zehn solcher Briefe bei uns an», sagt Christian Bolliger, Stellvertreter des

IT-Security Officers der UZH. Die Uni schreibe dann Briefe an die «Sünder», die jeweils geloben müssen, derartige Aktivitäten künftig zu unterlassen. In solchen Fällen würden keine Informationen herausgegeben, sondern man bestätige nur, dass die Sache intern geregelt wurde. Die Uni schützt also ihre Angehörigen. «In der Schweiz wird das Downloaden von Musik und Filmen für den privaten Gebrauch strafrechtlich nicht verfolgt», erläutert Bolliger. Sollte einmal eine Anklage geführt werden, wäre dies Sache des Rechtsdienstes, sagt er.

Daniel hat der Uni versichert, dass er künftig die Richtlinien der Uni Zürich befolge. Damit ist er aus dem Schneider. Aber als Notiz an diejenigen, die unter der Dunkelziffer geführt werden: Unbemerkt bleibt euer Tun nicht! ◇

*Name der Redaktion bekannt.

Fairtrade – nur, wenn es sein muss

Seit Jahren setzen sich Studierende dafür ein, dass die Uni-Mensen endlich Fairtrade-Kaffee anbieten. So langsam zeigen sich Erfolge.

Myriam Bschor ist enttäuscht. Im letzten Sommer hat sich die ehemalige Ethnologiestudentin mit zehn weiteren Studierenden engagiert, um in der Mensa Irchel Studierenden Fairtrade-Kaffee schmackhaft zu machen. Mit Werbematerial von Max Havelaar und fair gehandelten Produkten waren sie am Irchel präsent. Ihre Umfrage zeigte: Viele Studierende wussten nicht, dass am Irchel Max-Havelaar-Kaffee erhältlich war. Aber die Mehrheit würde ihn gerne trinken und dafür sogar mehr bezahlen. Ihre Resultate schickten sie einem Verantwortlichen der Mensakommission. Und hörten – nichts.

Kritik am Geschmack

In diesem Herbstsemester steht am Irchel in jeder Cafeteria weiterhin eine Maschine mit Max-Havelaar-Kaffee. Laut Daniel Greminger, Chef der Mensa Irchel, seien geschmackliche Mängel der Grund für kein breiteres Angebot: «Die Leute haben ihn einfach nicht gern», sagt er zum Fairtrade-Kaffee von Max Havelaar. Für andere Produkte sei die Verfügbarkeit nicht ausreichend. Dem widerspricht Katja Schmittner von Max Havelaar Schweiz: «Gerade beim Kaffee gibt es Röstungen mit dem Max-Havelaar-Label in sehr guter Qualität», sagt sie, «und die Produkte sind auch für die Gastronomie ohne Probleme erhältlich.»

Dieser Meinung ist offenbar auch der Chef der Mensa im Zentrum, Alfred Käger. Denn zurzeit läuft dort ein Versuch im Lichthof, wo Bio-Kaffee von Max Havelaar angeboten wird. «Wenn das Pilotprojekt gut läuft, führen wir ab Ende Jahr den Kaffee flächendeckend ein», verspricht Kläger. Bei fünf bis sechs

«Die Leute haben Max-Havelaar-Kaffee nicht gerne», sagt Daniel Greminger.



Tonnen Kaffee im Jahr resultierten daraus Mehrkosten von rund 25'000 Franken. «Das tragen wir», beteuert er. Wegen des Geschmacks habe noch niemand reklamiert, die Qualität sei gut.

Ein harziger Weg

In Zürich sind Fairtrade-Produkte in der Mensakommission schon seit einem Positionspapier des Studierendenrats (StuRa) von 2007 ein Thema. Dass erst heute Bewegung in die Sache kommt, erstaune sie nicht, sagt Maresa Knaus, die für den Studierendenrat in der Mensakommission sitzt. «Da fehlt schon ein wenig das Interesse, etwas zu ändern. Es braucht immer Druck, bis etwas geschieht», beklagt sie. Argumente wie fehlende Verfügbarkeit von geeigneten Produkten oder höhere Preise lässt sie nicht gelten:

«Häufig liegt es einfach am Willen.» Man stosse zwar auf offene Ohren, bis dann aber etwas umgesetzt werde, müsse man immer wieder nachhaken. Dieser Meinung ist auch Martin Wasmer, Mitglied des StuRa und auch bei der Aktion letzten Sommer am Irchel mit dabei: «So etwas ist immer ein recht harziger Weg», sagt er, «von Seiten der Mensa hat man zu Beginn abwehrend reagiert.» Dass nun der Versuch im Zentrum stattfindet, freut aber beide. Daniel Greminger hingegen, der Chef der Irchel-Mensa, ist von dieser Nachricht etwas überrascht: «Davon wusste ich nichts», sagt er, «aber falls das Projekt erfolgreich ist, besteht eine gute Chance, dass wir nachziehen.» Das freut auch Myriam Bschor: «Das klingt doch alles sehr gut», sagt sie. Ihre Bemühungen waren also nicht umsonst. ♦

Studizone.ch

Das grösste Studenten-Benefit-Portal ist jetzt online!

«Benefits for Students» heisst das Leitmotiv der neuen Internet-Plattform. Studizone.ch unterstützt dich nicht nur im Alltag, sondern auch in deiner Freizeit, und hilft dir, dein Budget zu schonen. Mit unzähligen Rabatten, einem Shop mit Studenten-Tiefpreisgarantie für Toshiba Notebooks und Macs, Studierenden-Jobs, günstigen Wohnungen, WG-Zimmern und wöchentlichen Verlosungen erleichtert und bereichert studizone.ch das Stu-

dierendenleben massgeblich. Die Registrierung auf studizone.ch ist kostenlos und ab sofort per Facebook connect oder direkt auf studizone.ch möglich. Unterstützt wird studizone.ch durch die Premium Partner Orange und Credit Suisse. Studizone.ch bedankt sich beim VSETH sowie der ZS für die Unterstützung und wünscht viel Spass mit der neuen Webseite sowie dem Studentenrabatt-Magazin (siehe Beilage September der ZS).



Tequila flavoured Beer

3 x 1000 Desperados für deine Bieridee gewinnen!

Planst du eine grosse WG-Party, bist Hobby-Musiker mit Bühnen-Drang oder einfach ein kreativer Kopf, wenns um «Bier-Ideen» geht? Dann sofort mitmachen, Freunde einladen und gewinnen! www.studizone.ch/desperados



Gewinne 2 x 1 VIP-Tickets für die Skybox Real Madrid inkl. Flug
Studizone.ch verlost zusammen mit bwin 2 x 1 exklusive Tickets für die bwin Skybox des Santiago-Bernabéu-Stadions in Madrid. Gewinne einen Aufenthalt vom 20. bis 22.11.2010 in Madrid inkl. Übernachtung, Flug (Zürich retour), food & drinks. Jetzt mitmachen! www.studizone.ch/entertainment

STUDIZONE.ch Benefits for Students



Vom Bungy-Jump bis zum Haarschnitt - über 700 Studentenrabatte, bei welchen du vor Ort mit deiner Legi Geld sparen kannst. Tägliche Updates zu neuen Angeboten & Partnern aus allen 34 Rubriken.



DER Studentenshop. Dank deiner Legi profitierst du hier von der Tiefstpreis-Garantie NUR für Studenten.



Die meisten Studenten-Jobs der gesamten Deutschschweiz auf einen Blick! Ob Nebenjob, Praktikum in den Semesterferien oder Absolventenstelle: Deine Karriere beginnt hier.



Egal ob WG-Zimmer oder Wohnung, hier findest du dein neues Dach über dem Kopf.



Von Konzert-, Openair- und Kino-Tickets, Fussball-Highlights bis hin zum hippen Cabrio für den Sommer - hier kannst du alles gewinnen, was deine Freizeit aufpeppt!



Unterhaltende Blogs rund ums Studium sowie zu den Themen Sparen, Music, Kino, Konzerte und weiteren spannenden News.

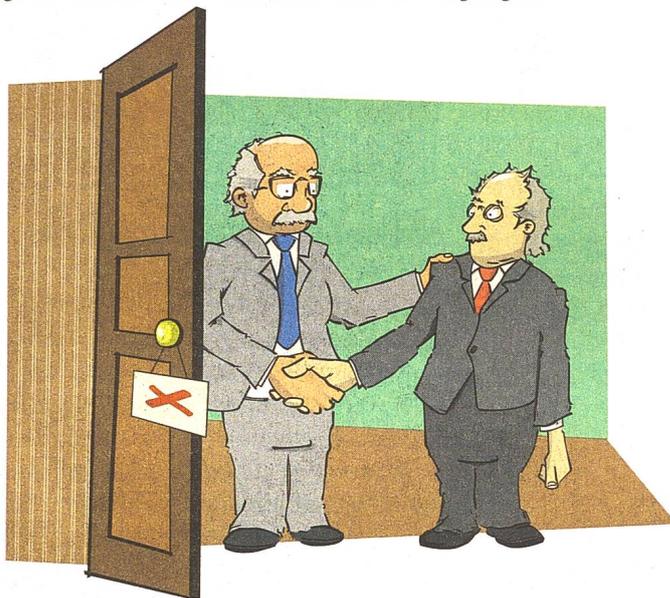


Direkt oder über Facebook anmelden und nichts verpassen - alles gratis und ohne Verpflichtungen!

Die Macht der Professoren bröckelt

Eine Parlamentarische Initiative will die Professorenschaft entmachten. Bald soll nur noch eine Findungskommission den Rektor der Uni Zürich wählen.

Die Nachfolge des Rektors wurde bisher innerhalb der Uni geregelt.



Im November könnte den Professoren ein weiteres Stücklein Macht genommen werden. Der Zürcher Kantonsrat, oberste Aufsichtsinstanz der Uni, stimmt dann über den Gegenvorschlag zu einer Parlamentarischen Initiative ab. Dabei geht es um grundlegende Änderungen beim Verfahren für die Wahl von Rektor und Prorektoren.

Die Rektorwahl lief bisher so ab: Der Senat, die grosse Versammlung aller Professoren und einiger Fakultätsdelegierter, schlug dem Universitätsrat einen Kandidaten (eine Kandidatin war es erst einmal) zur Wahl vor. Die Uniratsmitglieder werden vom Kantonsrat eingesetzt und üben die unmittelbare Aufsicht über die Universität aus. Meistens winkten sie den Vorschlag der Professoren durch.

Der Gegenvorschlag zur Initiative sieht nun vor, dass eine Findungskom-

mission, die von einem Mitglied des Unirats geleitet wird, den Wahlvorschlag unterbreitet. Der Senat dürfte gemäss dem Initiativtext nur noch «Stellung nehmen». Mit anderen Worten: Die Professoren hätten fast nichts mehr zu sagen.

Auslöser waren Personalprobleme

Auslöser der Initiative waren die Querelen um den ehemaligen Rektor Hans Weder im Jahr 2005. Weder wurde kritisiert, weil sich angeblich Personalprobleme häuften. Im Kantonsrat wurde ihm Führungsunfähigkeit vorgeworfen. Bald griff die Diskussion auf das Wahlprozedere für das Amt des Rektors über: Der Senat als realer Machthaber in der Rektorwahl wähle einen aus seinen Reihen. So sei nicht garantiert, dass auch der fähigste zum Unikapitän gewählt werde, und Kandidierende aus anderen Unis hätten

kaum eine Chance. Dass internes Gemäusel unterbunden werden soll, ist zu befürworten. Aber unter vielen Studierenden löst der Gegenvorschlag Besorgnis aus. Gerade an der Philosophischen Fakultät wird befürchtet, dass Führungspersonen von aussen die Uni stärker nutzungsorientiert ausrichten wollen. «Wir hätten lieber einen Akademiker in der Unileitung als einen vom Paradeplatz», lautet der Konsens.

Tatsächlich ist im Initiativtext nur sehr schwammig bestimmt, wer in dieser entscheidungskräftigen Findungskommission sitzen würde. Gemäss dem neuen Paragraphen im Universitätsgesetz müsste der Einsitz von Senatsangehörigen gewährleistet werden. Es ist aber sehr ungewiss, ob auch Privatdozierende, Assistierende und Studierende in die Kommission aufgenommen würden.

Allerdings haben die Stände bereits beim derzeitigen Wahlmodell nicht viel zu sagen: Im Senat sitzen neben den rund 500 Professoren lediglich je sieben Privatdozierende und Assistierende sowie 14 Studierende.

Einsatz erst 2012

Der Ausgang der Abstimmung ist ungewiss, die Lager im Kantonsrat sind gespalten. Zünglein an der Waage werden wohl die Mitteparteien spielen, welche aber eher zu einer Annahme tendieren dürften. Zum Einsatz käme das neue Wahlprozedere doch sowieso erst 2012. Auf Bitte des Unirats hat sich der derzeitige Rektor Andreas Fischer entschlossen, eine halbe Amtszeit anzuhängen. Wie sein Nachfolger bestimmt wird, entscheidet sich bald im Kantonsrat.

ALLES MEINS!

MTV mobile next

Für nur 29 Franken* im Monat

Unlimitiert SMS, MMS

Unlimitiert surfen

Unlimitiert zu Sunrise Mobile telefonieren



CHF 1.-

mit MTV mobile next,
12 Monate, ohne Abo CHF 448.-

Sony Ericsson Vivaz™ pro

- Exkl. SIM-Karte CHF 40.-
- 5,1-Megapixel-Kamera inkl. Autofokus und LED-Blitzlicht
- QWERTZ-Tastatur



mobile

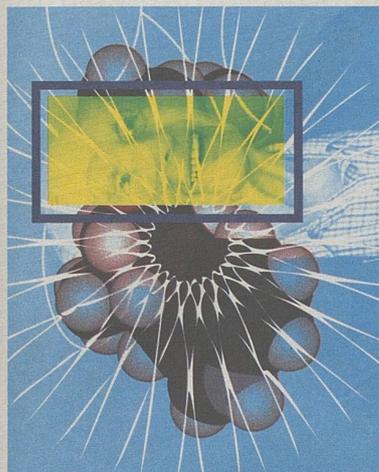
Jetzt für alle unter 26.

Überall wo es Sunrise gibt und auf
sunrise.ch/mtv oder mtv.ch/mobile

Sunrise

* Tarifdetails auf sunrise.ch/mtv. Das Angebot gilt bei Neuabschluss. Solange Vorrat.

Historische Persönlichkeiten äussern sich zu Studiums-Sorgen. Dieses Mal: Albert Hofmann.



*Lieber Albert,
Der Uni-Alltag ist öde und die Schwarzweiss-Power-Point-Folien langweilen mich. Wie bringe ich mehr Farbe in mein Studentenleben?
Rudolf Vollenweider*

Ach, lasst mich doch endlich in Ruhe! Ich habe gegenüber euch Hippies immer wieder betont: Ich bin ein Chemiker und kein Guru. Ich wollte immer, dass das Lysergsäurediethylamid der Forschung dient und nicht nur für einen billigen Trip missbraucht wird.

Warum willst du deine Umwelt völlig anders wahrnehmen? Das Bewusstsein ist doch das grösste Geschenk des Schöpfers an den Menschen! Du solltest nicht blind durch das Paradies gehen, sonst landest du in der Hölle.

Aber ihr Hippies hört ja doch nicht auf mich. Nun, Ruedi, LSD kann dir bei der Erfüllung deines Wunsches tatsächlich helfen. Es bringt bei richtiger Dosierung Farbe in deinen öden Uni-Alltag. Aber denk daran, LSD hebt dich auf eine ganz neue, nie dagewesene Bewusstseinssebene. Deshalb solltest du auf das Fahrradfahren verzichten, solange die pseudohalluzinogene Wirkung anhält. Diese kann Leben für immer verändern. Ruedi, denk nur an die Beatles! Mitte der 60er-Jahre waren das noch vier Jungs mit schwarzweissen Anzügen und Pilzhaarfrisur, die niedliche Popsongs von sich gaben. Später brachte man ihnen ein wenig LSD ins Aufnahmestudio, und es entstand das farbenfrohe, abgedrehte und schrille «Lucy in the Sky with Diamonds»!

Bei einem LSD-Trip an der Uni kann es schon sein, dass sich dein Hörsaal in eine grosse bunte und skurrile Zauberwelt verwandelt und dir dein Prof als eine groteske, bedrohliche Gestalt aus einem H.-R.-Giger-Film erscheint. Genussvoller Traum oder Horrortrip? Die richtige Dosierung ist entscheidend!

Albert Hofmann, * 11. Januar 1906 in Baden, Aargau † 29. April 2008 in Burg im Leimental. Der Chemiker ist der Erfinder des LSD und trug damit zum Zeitgeist der Hippiekultur bei.

Welterfahrung

Uni Zentrum?

Die Uni Zentrum dürfte eigentlich gar nicht existieren, und der Verkehr ist etwas Hochphilosophisches, so die Erkenntnisse meiner gestrigen Fahrradtour. Als ich morgens um halb zehn mit Luisa an die Uni Zentrum fahren musste, überlegte ich mir, inspiriert von Derridas Philosophie, wo denn eigentlich das Zentrum im Strassenverkehr sei. Immerhin handelt es sich beim Verkehr um ein Strassennetz mit einer Struktur. Jacques Derrida würde mir da bestimmt Recht geben, «doch», so würde er sagen, «es gibt kein Zentrum in den Strukturen dieser Welt.» Kaum zu glauben!

Luisa und ich fuhren quer durch die ganze Stadt und suchten nach dem Zentrum. Tatsächlich aber fanden wir nur Verkehrsknotenpunkte, sogenannte Kreuzungen. Egal, wo wir uns befanden, das Zentrum der Stadt schien aus unserer Sicht immer an einem anderen Ort. Die Kreuzungen verwiesen immer nur auf andere Strassen, Plätze und Kreuzungen, ein endloses Spiel in der Struktur der Strassen. Hmm, dachten wir, «warum aber heisst es dann «Uni Zentrum»? Und ist die Uni erst dann Zentrum, wenn ich mich dieses Zentrums entledige – ähnlich der Ethnologie, die als Wissenschaft erst entstehen konnte, als die europäische Kultur ihren Absolutheitsanspruch aufgab und sich dezentrierte?

Ich weiss es immer noch nicht. Wenn aber Derrida sagt, dass keine Struktur ein Zentrum hat oder die Struktur nie ein Zentrum hat, dann ist die Uni Zentrum entweder völlig unstrukturiert, oder es gibt sie gar nicht.

Von Sabina Galbiati

Medizinstudierende von heute

Sie sind von reichen Eltern, elitär und haben Götterkomplexe. Wir sind den Klischees der Mediziner nachgegangen.

Über keine anderen Studierenden kursieren so viele Vorurteile wie über diejenigen der Medizin. Sie stammen alle aus reichem Elternhaus und haben einen Götterkomplex. So weit, so unspektakulär. Doch was ist da dran?

Die Nachforschungen der ZS auf dem Gebiet der Vorurteile und üblen Nachreden beginnen an der Uni Irchel. Martina und Bruno studieren beide im dritten Jahr Medizin. Die erste Frage soll direkt ins Schwarze treffen: Wie sieht es denn mit einem Nebenjob aus? Viele Medizinstudierende, die nebenbei arbeiten, kenne sie nicht, meint Martina. Peng! 1:0 fürs Klischee.

Das liegt bestimmt an den reichen Eltern! «Nein, keine Zeit», lautet ihre knappe Antwort, und Bruno ergänzt: «Ich bin schon froh, wenn ich wenigstens ein bisschen Zeit für mich und meine Freunde habe. Klar leidet das Portemonnaie darunter», meint er weiter; allzu viel könne er sich momentan nicht leisten. Also keinen Arzt als Vater? «Nein.» Martina lacht: «Mein Vater ist Arzt», meint sie schmunzelnd. «Ich weiss, wie das auf viele Leute wirkt. Vater Arzt, Tochter Medizinstudentin, viel Geld von zu Hause.» Und wie geht man damit um? «Ich kanns ja nicht ändern», sagt sie dazu. Trotzdem: 2:0 für die Vorurteile. Und zuletzt: Weshalb studieren sie Medizin? Bruno aus Interesse, er wollte schon als Junge Arzt werden. Martina möchte in erster Linie den Menschen helfen. Sie könne sich gut vorstellen, beispielsweise für Ärzte ohne Grenzen zu arbeiten. 2:1.

Studium und Arbeit lassen sich durchaus miteinander vereinbaren. Das zeigt Marion, Medizinstudentin im

Sind sie wirklich «Halbgötter in Weiss»?



fünften Jahr. Ab dem dritten Studienjahr begann sie während des Semesters regelmässig Geld zu verdienen. «Ich wollte nicht zu Hause wohnen bleiben, bloss weil ich kein Geld hatte. Deshalb bin ich arbeiten gegangen», begründet sie ihren Nebenjob. Studium und nebenbei ein 30-Prozent-Job – das klingt stressig. Das klingt nach sozialer Abschottung. «Alles Planungssache», meint sie und sagt weiter, dass eigentlich alle ihre Studienfreunde nebenbei arbeiten würden. Das Bild von den Goldküstenmedizinstudenten fängt langsam an zu bröckeln. 2:2.

Die Arbeit neben dem Studium sei ein Vorteil, denn wo könne man besser an den eigenen kommunikativen und zwischenmenschlichen Fähigkeiten arbeiten als in einem Job? Marion sagt dazu zusammenfassend: «Ich kenne genug

Leute, die Medizin aus Idealismus studieren.» Also ist doch nicht jeder nur hinter dem lieben Geld her. Das Klischeebild beginnt Risse zu bekommen. Und was hält sie vom «Halbgötter in Weiss»? «Dank dem Internet ist der Arzt schon lange nicht mehr die unantastbare, allwissende Respektsperson.» Entthronung durch den universellen Wissensaustausch, Atheismus im Wartezimmer sozusagen.

Warum sie eigentlich mit Medizin angefangen habe? «Ich will anderen Leuten Gutes tun, aber für mich selber erhoffe ich, das Leben und seinen Sinn und seine Eigenarten ein bisschen besser verstehen zu lernen.» Und das klingt überhaupt nicht nach einer dahergeschwafelten Phrase: 2:3 gegen das Klischee und für die Medizinstudierenden. Zumindest für die meisten. ◇

«Muskelkater bekämpft man am besten, indem man sich ein heisses Bad mit entsprechendem Zusatz gönnt und entspannt. Und bei sonstigen Katern: Rollmops, Kaffee und Zitrone.»

Alternative zur klassischen Medizin

Bis Medizin-Studis praktizierende Ärzte werden, sind sie schon fast wieder pensioniert. Dass es auch anders geht, zeigt der jüngste Studiengang der Medizin.

Daniel Mühlemann zeigt einer angehenden Chiropraktikerin Handgriffe.



Laura blickt mit Sorge in die Zukunft. Die Humanmedizin-Studentin ist soeben böse erwacht. Sie absolviert ihr neuntes Semester mit einem Praktikum im Krankenhaus – und ist vom stressigen Alltag ausserhalb der Fakultät überrascht. Das Zwischenjahr ist für künftige Ärzte obligatorisch, darauf folgen noch die Master- und die eidgenössischen Prüfungen. Doch was dann? «Über die Zeit nach dem Studium habe ich mir bis vor kurzem keine Gedanken gemacht», sagt Laura.

Das übliche Curriculum eines Medizin-Absolventen sieht nach dem Uni-Abschluss eine sechsjährige Assistenz-Anstellung vor. Erst wer dann den eidgenössischen Facharztstitel erlangt, darf eigenverantwortlich in einem Krankenhaus praktizieren oder eine eigene Praxis eröffnen. Aber Karriere und Familie las-

sen sich bei diesem Mammut-Programm nur schwer unter einen Hut bringen. Für Frauen, die trotz Kinderwunsch Medizin studieren möchten, bieten sich die Ausbildungen zur Tier- oder Zahnärztin an: Dort ist bereits nach dem Staatsexamen das Eröffnen einer Praxis erlaubt. Ausserdem ist es leichter als in der Humanmedizin, nur Teilzeit zu arbeiten.

Zu wenig Chiropraktikerinnen

Eine weitere medizinische Alternative bietet der seit 2008 angebotene Studiengang der Chiropraktik. Auf drei Jahrgänge aufgeteilt, studieren aktuell 31 Studierende Chiropraktik, eine Heilmethode, die erst 1939 vom Zürcher Stimmvolk für legal befunden wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts war in Europa noch geächtet und verfolgt worden, wer die aus den USA

stammende Technik anwendete. Chiropraktik ist zur anerkannten Alternative und Erweiterung der herkömmlichen Behandlungsmethoden avanciert. «Wir werden heute nicht mehr belächelt», sagt Daniel Mühlemann, Studien-Koordinator der Chiropraktik, der sich während Jahren für den schweizweit ersten Chiropraktik-Studiengang in Zürich einsetzte.

Laut Mühlemann braucht die Schweiz mehr Chiropraktoren. Ein Problem beim Erreichen dieses Zieles sind Studentinnen, die wie Laura ticken: «Unsere weiblichen Studierenden sind ebenso motiviert und talentiert wie ihre männlichen Kommilitonen, doch sind von letzteren nach abgeschlossener Ausbildung erfahrungsgemäss deutlich mehr in der Arbeitswelt anzutreffen.» Auf zehn ausgebildete Chiropraktikerinnen kämen nur sieben Vollzeitarbeitende. Bei den Männern arbeiten nach abgeschlossener Ausbildung beinahe alle weiter.

Um mehr Studierende anzulocken, ist die Ausbildung attraktiv gestaltet: Kleine Lerngruppen und eine familiäre Atmosphäre. «Der Professor Kim Humphreys und ich kennen alle Studierenden persönlich», betont Mühlemann. Insbesondere ist es für Frauen mit Kinderwunsch praktisch, dass die obligatorische Weiterbildungsdauer nach abgeschlossenem Studium nur zwei Jahre beträgt. Doch die Entscheidung für die spezifische medizinische Fachrichtung wird bereits früh im Studium getroffen. Für Laura ist es nun zu spät, ihr Curriculum scheint vorgezeichnet. Die Hoffnung aber bleibt: «Ich hoffe auf eine der wenigen Teilzeitstellen für Humanmediziner, die gibts selbst für die Zeit als Assistent.» ♦

Fit studieren mit Andrea

#3: Erkältungen

«Wenn ich erkältet bin, mache ich Folgendes: Ich koche frische Kamillenblüten heiss auf und atme danach den heissen Dampf ein. (Tipp: Tuch über den Kopf).»

Die Studierenden arbeiten vorsichtig und respektvoll.

Hautlappen weggeschnitten

Skalpelli und Pinzette statt Block und Bleistift: Unser Reporter durfte an einem Sezierkurs teilnehmen. Wohl war es ihm dabei nicht.

Weisser Kittel. Blaue Handschuhe. Skalpell. Schnitt. Mit einem scharfen Messer durchtrenne ich dichtes Fettgewebe mit vielen kleinen Schnitten. Das Messer geht wie durch Butter. Den grossen Hautlappen ziehe ich immer weiter zu mir heran. Ich konzentriere mich darauf, möglichst nah an der Innenseite der Haut zu schneiden. Ich überschreite damit eine bis dato unüberwindbare Grenze: der Eingriff in die Intimität eines menschlichen Körpers.

Ich befinde mich im Raum Y42-G-41, im Erdgeschoss der Uni Irchel. Es ist hell, die Wände sind weiss und der Boden grau. Darauf stehen silberne Tische aus Chromstahl. Einzig die grossen Bäume mit ihren Blättern vor dem Fenster sorgen für Farbe. Die Luft ist trocken, die Konservierungsflüssigkeit, mit der die Leichen durchtränkt sind, erfüllt den Raum mit einem unangenehmen Geruch. Da und dort tropft sie auf den Boden. Doch ohne das Formalin würden die Leichen, die mehrere Monate alt sind, ganz anders aussehen und riechen.

Vorsichtig und respektvoll

Die sterile Atmosphäre schafft eine professionelle Stimmung. Zum Glück. Dadurch ist der Anblick der Leichen nicht bedrückend. Vielleicht liegt es auch da-

ran, dass der Mann, der da tot, aber gut erhalten vor mir liegt, eher unheimlich aussieht: Der Grossteil seiner gelblichen Haut liegt bereits zur Seite geklappt auf dem Chromstahlstisch. An seinen steifen Händen und dem rechten Ohr ist je ein roter Zettel mit einer dreistelligen Zahl befestigt. Es ist der einzige sichtbare Hinweis auf die Identität des Spenders. Seine Augen sind geschlossen. Die Körperhaare etwa einen halben Zentimeter lang. Sie wurden zwar abrasiert, doch weil das Gewebe nach dem Tod ein wenig schrumpft, sind die Haare wieder sichtbar geworden.

Wir arbeiten konzentriert, sorgfältig und mit grossem Respekt. Dicht gedrängt stehe ich mit sieben weiteren Studierenden um den Körper. Je zwei arbeiten am Kopf, dem Hals, den Achseln und bei der Nieren- und Leistengegend. «Wie Geier bücken sich die Studierenden über die Leichen», flüstert mir der Fotograf zu, der den ganzen Raum mit insgesamt 16 Leichen im Blick hat.

Doch das Bild passt nicht wirklich. Die Studierenden, alle in langem weissem Kittel mit meist weissen Handschuhen, sehen dafür zu rein aus. Auch ihre Arbeitsweise, äusserst vorsichtig und respektvoll, hat nichts mit hungrigen Geiern gemein. Meine männliche Leiche

sieht jedenfalls zufrieden aus. Den Mund leicht geöffnet, liegt sie da und strahlt eine innere Ruhe aus.

Spende aus Dankbarkeit

Er wusste zu Lebzeiten, was ihm bevorsteht. Es war seine eigene Entscheidung. Wie alle Spenderinnen und Spender hat er eine letztwillige Verfügung über seinen Körper unterschrieben und sich freiwillig in den Dienst der Wissenschaft gestellt. «Die Motive dafür sind sehr unterschiedlich», erzählt Oliver Ullrich, Direktor des

Anatomischen Instituts der Uni Zürich. Einige taten es aus Dankbarkeit, weil die Medizin ihnen geholfen habe, andere seien selbst aus einem akademischen Umfeld und sich deshalb der Bedeutung einer solchen Spende bewusst.

Gestorben sind sie alle eines natürlichen Todes, denn der Körper sollte den Studierenden möglichst unversehrt zur Verfügung stehen. «Es kann schon sein, dass einmal eine Gelenkprothese auftaucht», sagt Ullrich. Das sei aber nicht weiter schlimm. Bloss wenn eine Spenderin oder ein Spender eine grosse, komplizierte Operation hinter sich habe oder beispielsweise an einem Verkehrsunfall gestorben sei, komme sie oder er für den Präparierkurs nicht in Frage.

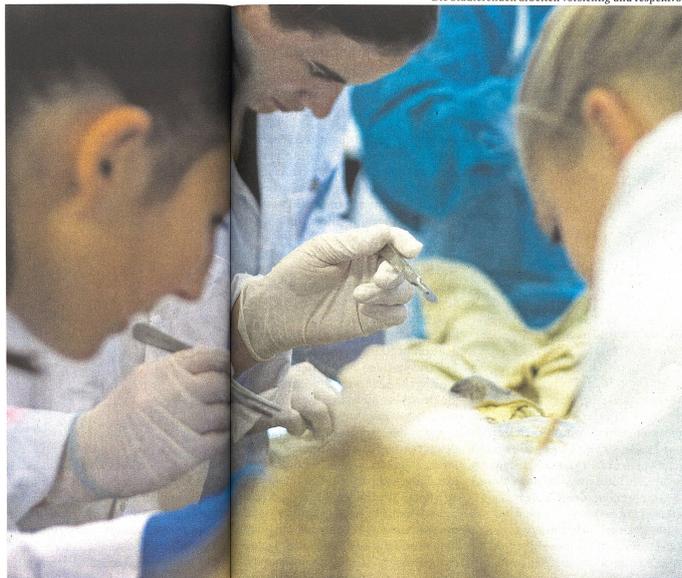
Die Studierenden im dritten Semester sollen lernen, wie der menschliche Körper wirklich aussieht. Denn bisher kennen sie ihn bloss aus Abbildungen in Büchern. Nun sehen sie ihn dreidimensional vor sich. Im Gegensatz zum Lehrbuch erkennen sie hier auch, dass ein Körper sehr individuell ist. Dass

beispielsweise einzelne Muskeln nur noch bei acht Prozent der Bevölkerung überhaupt vorhanden sind oder einzelne Sehnen und Nerven nicht immer am gleichen Ort sein müssen. Solche Abnormalitäten kann ich keine erkennen. Ich staune aber darüber, wie gut erhalten die Leiche noch ist. Nach dem Tod ersetzen Präparatoren der Uni das Blut der Leichen durch Formalin, danach werden sie einzeln maximal ein Jahr lang in einem Tank voller Formalin gelagert, bis sie gebraucht werden. Der tote Mann vor mir wurde zu Beginn des Herbstsemesters in Formalin-durchtränkte Tücher gewickelt und in den Präparieraal gefahren. Dort hat er auf die Studierenden gewartet.

«Zerschneidet nichts Falsches»

Das Skalpell legen wir alle zum ersten Mal an. Aber die Medizinstudierenden wirken gelassener als ich. Sie haben die Leiche schon einmal gesehen. Und tatsächlich: Als sie im Tutorat das erste Mal die Leichen abdecken, waren nicht alle so ruhig: «Einer hat sich über den Mittag zuvor mit Bier Mut angetrunken», erzählt mir einer der Studenten. Und eine Kommilitonin musste den Raum verlassen und sei im Gang zusammengebrochen.

Das passiert jedes Jahr mindestens einem der insgesamt 250 Studierenden. Deshalb steht eine kleine Liege bereit, auf die sich Studierende legen können, wenn ihnen unwohl ist. Doch heute bleibt sie unbenutzt. Ein paar wenige Studierende stehen zwar verkrampt vor den leblosen Körpern, aber es kommen alle auf ihre Art und Weise zurecht. «Ich versuche, mich langsam an meine Aufgabe heranzutasten», verrät mir ein Student, der →



Das Skalpell geht durch das Fleisch wie durch Butter.



sich im Hintergrund hält. Einige geben sich übertrieben locker und lustig, andere fokussieren enorm auf ihre Aufgabe. «Das Abdecken hat mir Mühe bereitet, doch nun ist kein Problem. Ich schneide ja bloss auf einem Quadratzentimeter», erklärt ein Student, der gerade den Hinterkopf einer Frau freilegt.

Während dem Sezieren bin ich überraschend locker. Wir sprechen über die ZS und es fällt sogar der eine oder andere Witz. «Zerschneidet nichts, was ihr nicht solltet. Sonst müsst ihr für die Gruppe, die nach euch an die Leiche kommt, einen Kuchen backen», warnt Anthony, der Tutor an meinem Tisch.

«Scheisse!», ruft eine plötzlich am Tisch nebenan. «Ich habe ihr ein Loch in den Hals geschnitten, Scheisse!»

Edel und würdevoll

Für die heutigen Medizinstudierenden ist die Möglichkeit, das Sezieren an ei-

nem menschlichen Körper testen zu können, ein Privileg. Das gab es lange nicht. Vor 250 Jahren fanden in den USA die ersten formellen Anatomiekurse statt. Die Mediziner von damals verwendeten dafür exekutierte Straftäter. Im Bundesstaat Pennsylvania galt das als Verschärfung der Todesstrafe. Weil die Universitäten aber ihren Bedarf an Leichen damit noch nicht deckten, kauften sie die Körper oft von Grabräubern. Als Friedhöfe immer öfter geplündert wurden, kam es in der Bevölkerung gar zu heftigen Unruhen.

Erst seit 1968 gibt es in den USA die freiwillige Körperspende, mit der man seinen Körper nach dem Tod der Wissenschaft zur Verfügung stellen kann. Was früher eine entweihende Tat war, gilt heute als edel. Die Universität Zürich geht mit ihren Spendern auch entsprechend um. Was mit der Leiche nach dem Präparierkurs geschieht, entscheiden die

«Diese Fasern der äusseren Bauchmuskulatur verlaufen wie Männer: oberflächlich und schwanzgesteuert.»

Spenderinnen und Spender selber. «Ein Drittel der Urnen geben wir nach der Kremation an die Angehörigen zurück. Die anderen bestatten wir anlässlich einer Feier im Ehrengrab auf dem Friedhof Nordheim», erzählt Oliver Ullrich vom Anatomischen Institut.

Voll bei der Sache

Vor der letzten, endgültigen Ruhe werden die Körper aber noch ein Jahr intensiv gebraucht. Im Unterschied zu den üblichen Vorlesungen sind alle Studierenden von Beginn weg voll bei der Sache. Die drei Stunden zum Sezieren nutzen die angehenden Medizinerinnen und Mediziner bis zur letzten Sekunde aus.

Um zwanzig vor vier unterbricht Anthony die Studierenden an meinem Tisch, worauf diese widerwillig ihre Messer und Pinzetten beiseite legen. Er zeigt uns nun die Struktur jeder bearbeiteten Region am Körper. Ich höre nur mit halben Ohr zu, während Anthony über die Regio colli media, Axilla, Regio frontalis und Regio subinguinalis erzählt. Eine Studentin umfasst den linken Arm der Leiche und drückt ihn vorsichtig. So langsam traut sich die Gruppe, die Leiche auch mit den Händen anzufassen. Da horche ich plötzlich auf: «Diese Fasern der äusseren Bauchmuskulatur hier verlaufen wie Männer: oberflächlich und schwanzgesteuert.» Mit diesem Merksatz schliesst Anthony seine Erklärungen für heute.

Nun sprühen die Studierenden den Körper mit Formalin ein und decken ihn wieder behutsam zu. Währenddessen habe ich bereits das Skalpell gewaschen und in die Holzschachtel des Sezierbe-

stecks verräumt. Mittlerweile ist der Raum mit dem Geruch von Putzmittel erfüllt. Es herrscht Aufbruchstimmung und einige Studierende atmen kaum hörbar auf, während sie den Präparier-saal aufräumen.

Es herrscht Ordnung: Die gebrauchten Handschuhe und das Papier gehören in einen blauen Behälter. Im danebenstehenden grauen Eimer befinden sich Haut- und Fettreste. «Wer hat hier ein Papier hineingeschmissen?», fragt eine Tutorin von einem anderen Tisch laut und nimmt das Papier heraus.

Mulmiges Gefühl

Beim Verlassen des Raumes blicke ich noch einmal auf den Mann zurück, dem ich soeben einen Teil seiner Haut weggeschnitten habe.

Es bleibt der Geruch des Formalins in der Nase und ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Ich empfinde eine grosse Achtung vor den 16 Frauen und Männern, die zugedeckt hinter mir im Raum liegen. Ob ich mich selbst auch zu einer solchen Spende zur Verfügung stellen würde? Wahrscheinlich schon, aber so ganz wohl ist es mir nicht bei dem Gedanken, dass mich acht Studierende ein Jahr lang in Einzelteile zerlegen.

Wie ich in Gedanken versunken durch die Gänge der Uni Irchel gehe, bleibe ich plötzlich stehen und zögere: Im Lichthof sind Bahren aufgestellt, auf ihnen liegen Studierende. Doch glücklicherweise bewegen sie sich – es ist mal wieder Blutspendetag an der Uni.

Ärzte sagen, ihre erste Sezierstunde würden sie ihr Leben lang nie vergessen. Ich wohl auch nicht. ◇



«Wenn ich Liebeskummer habe, dann esse ich ganz viel Schokolade. Ein Stückchen Schokolade wirkt wie Balsam für die Seele. Das ist keine Einbildung: Schokolade fördert nämlich wirklich die Entstehung von Endorphinen, sogenannten Glückshormonen, die für Entspannung und Ausgeglichenheit sorgen.»

Vicodin fürs Volk

In Dr. House wird der «Halbgott in Weiss» zum hinkenden Zyniker. Eine Therapie gegen den Schrecken unserer eigenen Sterblichkeit.

Amerikanisches Fernsehen, scheint es, ist sehr besorgt um den Tod. Fernsehserien untersuchen unsere Sterblichkeit wöchentlich, auf Autopsie- und Operationstischen, mit fiktiv-obsessiver Forensik (CSI) oder pathologisch-pathetischer Chirurgie (Grey's Anatomy).

Dr. House, eine der erfolgreichsten Produktionen der Nullerjahre von Fox, bringt medical drama und crime TV in einem zusammen. Die Hauptfigur, ein gezielt unfreundlicher, aber brillanter Arzt, der am Stock geht, basiert laut den Machern auf Sherlock Holmes, dem britischen Romandetektiv. Holmes/House haben dabei beide einen sidekick (Watson/Wilson) und ein Drogenproblem (Kokain/Vicodin*), vor allem aber ist es die deduktive Arbeitsweise, welche die Figuren verbindet. In Dr. House wird der Arzt zum diagnostischen Detektiv und die Krankheit zum Delinquenten.

40 Minuten gegen den Tod

Ob Medizin oder Kriminalistik, der Opponent ist letztlich derselbe, wenn auch die Arbeitszeit (prä mortal/post mortem) eine andere. Dass sich Fernsehserien oft um den Tod drehen, um seine Vermeidung oder seine Vergeltung, kann mit der dem Sterben eigenen Dramatik erklärt werden, oder der Behaglichkeit

der programmgetreuen Problembewältigung. Während jede Folge CSI zwei Fälle löst und damit eine Art instant closure bietet, rettet auch Dr. House meist innerhalb von 40 Minuten jemanden vor dem Tod.

Doch der Tod ist ein Serientäter; eine Tatsache, der das Medium Fernsehen Rechnung zu tragen weiss. Fernsehserien haben in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen und können dabei auch als kulturelles Symptom gelesen werden. Die fast etwas pathologisch anmutende Repetitivität der Serienarrative jedenfalls zeigt eine grosse Besorgnis und Faszination über unsere Sterblichkeit, die durch das Lösen der Fälle, ob Mord oder Krankheit, immer nur vorläufig beruhigt werden.

Tröstliche Nahtoderfahrung

Doch worin liegt der Trost der Nahtoderfahrung beim Fernsehen? Im Fall von Dr. House ist es vor allem die – wenn nicht menschliche, so doch medizinische – Unfehlbarkeit des Arztes. Für ihn bedeutet Medizin das systematische Lösen von Rätseln, in denen Symptome Anhaltspunkte und Menschen Störfaktoren im wissenschaftlichen Spiel sind. Obwohl die Patienten manchmal trotz der medizinischen Deduktion sterben, so darf doch auf die wissenschaftliche

Lauterkeit der Methode vertraut werden. Denn auch wenn die Krankheit nicht immer heilbar ist – und der Tod ohnehin nicht –, so ist doch das Problem, in der medizinischen Logik der Sendung, lösbar.

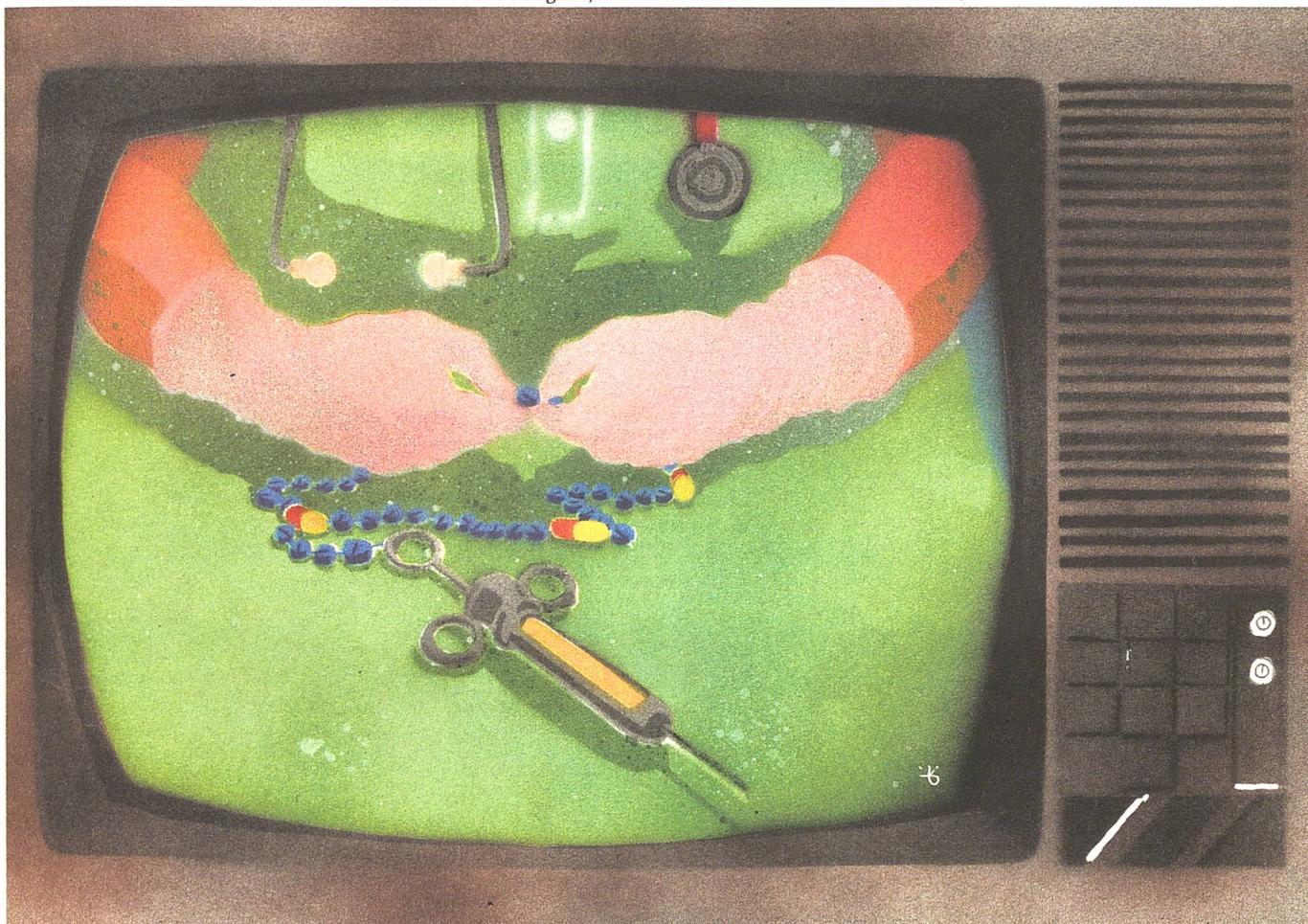
Das Beharren auf der Wissenschaftlichkeit der Methode ist typisch für die Medien der Gegenwart. Seien es Forensiker (CSI), Profiler (Criminal Minds) oder Knochenspezialisten (Bones), seien es Chirurgen (Grey's Anatomy) oder Diagnostiker (Dr. House): Im Umgang mit der Ungewissheit des Todes will man sich auf die absolute Sicherheit der Wissenschaft verlassen können.

Medizin statt Religion

Aufgrund der ethnisch-religiösen Diversität seiner Zuschauer ist das amerikanische Fernsehen ein entschieden säkulares Medium. Das bedeutet auch, dass der Schrecken des Todes nicht mit Jenseitsmodellen gemildert werden kann. Offenbar haben die Fernsehserien der Gegenwart, und so auch Dr. House, in der kompromisslosen Wissenschaftlichkeit einen konsensfähigen Umgang mit den offenen Fragen des Todes gefunden.

Dabei verwundert es wenig, dass die meisten dieser Fernsehserien, insbesondere Dr. House, auf eine integere,

In amerikanischen Ärzteserien lindern nicht mehr die Religion, sondern Medikamente den Schmerz.



wissenschaftlich unfehlbare (und männliche) Hauptfigur bauen. Der hinkende, unfreundliche, aber medizinisch nahezu allwissende Arzt, der Vernunft über Mitgefühl propagiert, ersetzt so den sprichwörtlichen «Halbgott im Weiss» und wird zu einer quasi-religiösen Ersatzautorität im Umgang mit dem Schrecken der Sterblichkeit.

An Stelle von religiösen Narrativen von Behütung und Vergeltung präsentiert das Fernsehen also Geschichten von radikaler medizinischer Fürsorge (wie in Dr. House, aber auch Grey's Anatomy) und unnachgiebiger und vor allem wissenschaftlich unfehlbarer juristischer Verfolgung im Unrechtsfall (wie in CSI). Beides ist in dieser Form schon rein finanziell äusserst unrealistisch. Dr.

House bietet also nicht nur eine Kombination von detektivischer Analytik und medizinischem Melodrama. Mit der ungeteilten Aufmerksamkeit eines ganzen Teams von hochqualifizierten Ärzten be-teuert die Serie auch eine medizinische Behandlung, deren Unwirklichkeit nicht nur im amerikanischen Gesundheitssystem ausser Frage steht, aber in dieser Form dem Wunsch des Zuschauers entsprechen dürfte.

Ein Schmerzmittel gegen den Tod

Doch weder die fragliche Finanzierung des fiktiven Krankenhauses noch die unwahrscheinliche Häufung von dramatischen und komplexen diagnostischen Fällen in ebendiesem tun der Überzeugungskraft der Serie Abbruch. Denn

neben grossartigem Wortwitz (nicht zuletzt: House wird brilliant gespielt von Hugh Laurie) und sozialem Scharfsinn sagt uns House vor allem auch das, was wir alle hören wollen. Die Serie weist dem Tod den Platz zu, den wir ihm alle gerne zusprechen möchten: ein medizinischer Sonderfall, und ein grundsätzlich lösbares Problem. Die Serie ist damit auch ein narratives Schmerzmittel für den Zuschauer gegen den Schrecken der eigenen Sterblichkeit.

*Vicodin: Ein Opioid, von dem House aufgrund chronischer Schmerzen abhängig ist.

Dieser Text ist eine Nebenwirkung der Lizenzierungsarbeit seiner Verfasserin (Thema: Tod in Amerikanischen Fernsehserien).



Wo ist Waltraud? Finde Waltraud und ihre verlorenen Gegenstände an der ETH Hönggerberg!



Hornbrille
Ohne Brille ist Waltraud fast blind.
Suche ihre Sehhilfe, damit sie
die Metallsulpturen am
Hönggerberg betrachten kann.



Studienliteratur
Waltraud ist nie ohne ihre liebsten
Reclambüchlein unterwegs.
Leider hat sie diese am Höngger-
berg verloren.

Rote Ledertasche

Es wäre eine Schande, wenn
Waltraud ihre Secondhand-Leder-
tasche nicht wiederfinden würde.



Kamera

Waltraud schiesst
gerne Fotos. Doch
auch die Kamera
ist weg!



Regenschirm

Die wasserscheue Waltraud will
jederzeit für überraschende
Regenfälle gewappnet sein und
hat immer ihren Schirm dabei.
Wo hat sie ihn bloss verlegt?



Bilder: Lukas Messmer



Grey's Anatomy Frauenabend-Material

Wer ein herrlich-kitschiges Hin und Her im Beziehungschaos von Figuren schätzt, sollte sich Grey's Anatomy anschauen. Denn was erwarten wir von Fernsehserien? Eigentlich nur, dass sie uns in eine andere Realität entführen, in der wir all den Stress um uns herum vergessen können. Nach dem anstrengenden Unialltag will ich mich zu Hause entspannen, schöne Männer in Arztkitteln betrachten und nicht mehr nachdenken müssen.

Dafür hat man in dieser Serie sogar eine Erzählstimme eingefügt, die den Inhalt erläutert und einem auch noch das Gefühl gibt, man würde über das Leben nachdenken. Es gibt nur einige Hauptdarsteller und wenige Nebenrollen. So geht die Übersicht nicht verloren: Wer treibt es mit wem, wo und warum oder wer blutet wo und weshalb – perfektes Material für einen montäglichen Frauenabend. Die Serie überzeugt mit viel Blut, Drama und spannenden Kurzgeschichten über Patienten, die man sowieso nicht länger als eine Folge leiden sehen will. Wer schwarzen Humor mag, verliebt sich sofort in die Ärztin Christina Yang, einen dunklen, verklemmten Charakter. Ich will sowieso nicht so genau wissen, was in Wirklichkeit in einem Krankenhaus passiert.

Emergency Room Blut-Menschen-Wirrwarr

Die Mutter aller Ärzteserien ist mittlerweile verstorben. Nach 331 Episoden hat diese Serie 2009 endlich ihre letzte Ruhe gefunden. Es ist beinahe unmöglich, sich eine ganze Folge anzuschauen. Die Kameraführung ist unruhig, die Bilder hektisch. Auch die Dialoge sind schnell und laut, und alle reden durcheinander. Ja sogar das Krankenhaus ist vollgestopft mit umherirrenden Menschen. Selbst die einzelnen Geschichten schließen oft erst über mehrere Folgen hinweg ab. Wegen der vielen Charaktere fehlt jegliche Übersicht. Wer behandelt wen und weshalb? Alles in allem ein grosses Wirrwarr von Menschen, Blut und noch mehr Menschen.

Über die Jahre hat sich die Konstellation der Hauptrollen so oft verändert, dass auch das eine innere Unruhe in mir auslöst. Zu Beginn war diese Serie noch sehenswert, weil sie innovativ war. Aber leider versucht sie bis zur letzten Folge krampfhaft das Leben in der Notaufnahme möglichst realitätsgetreu darzustellen. Und wie gesagt, wenn ich im Spital behandelt werde, will ich nicht wissen, dass auch mein behandelnder Arzt nur ein Mensch ist, der schon jahrelang einen Haufen Probleme mit sich herumschleppt.

Senf der Redaktion

Wir empfehlen:

Siegrist: 2 x Nein
Stimmempfehlung

Am 28. November votieren die Stimmberechtigten über die Ausschaffungsinitiative und den direkten Gegenvorschlag dazu. Sowohl die Initiative als auch der Gegenvorschlag sind fremdenfeindlich und schaffen zwei neue Klassen vor dem Recht – die mit dem roten Pass und die anderen. Somit wäre eine Gleichheit vor dem Gesetz nicht mehr gegeben. Zudem ist die Initiative ein Produkt rechtspopulistischer, reaktionärer und rassistischer Politik, die auf keinen Fall durch demokratische Legitimation verstärkt werden darf. Kriminalität ist keine Frage von Nationalität und lässt sich nicht ausschaffen, wie es die SVP propagiert – die Gründe liegen tief in unserer kapitalistischen Gesellschaft verankert. Deshalb stimmt am 28. November zwei Mal Nein. Gegen das Konstrukt von Nation und Rasse!

Zander: Tifare Contro
Buch

Giovanni Francesio fasst in seinem Buch Tifare Contro vier Jahrzehnte Ultra-Kultur in Italien zusammen. Ultras, das sind Fans, die ihrem Sportverein überallhin bedingungslos folgen, um ihn zu unterstützen. Es sind aber auch diejenigen Fans, welche wegen der Gewalt rund um Sportanlässe in Verruf geraten sind. Es wird viel über sie geschrieben – oft nur auf der Metaebene. So steckt in den Berichten meist viel Halbwissen und wenig ehrliche Recherche.

Francesio berichtet über die Ultras in Italien aus erster Hand. Nun erscheint das Buch in einer deutschen Übersetzung. Für Experten mag es nichts Neues bieten. Für alle, die jedoch etwas anderes über die Ultras lesen möchten als die übliche Medienhetze, bietet dieses Buch eine gute Gelegenheit.

Bestellung unter
zs-online.ch/buecherboerse

Zimmermann: Land Art
Künstlerisches Konzept

Raus in die Natur, Bewegung kriegen, Frischluft tanken – ist ja alles gut und schön. Aber Joggen ist definitiv zu sportlich, für Nordic Walking sind wir zu jung und ein Spaziergang alleine ist auch nicht gerade prickelnd. Darum geht in den Wald, auf die Wiese, an den Fluss und macht Land Art. Sich von der Natur inspirieren lassen, Moos, Blumen, Steine sammeln und vergängliche Kunstwerke kreieren. An sonnigen Herbsttagen gibt es kaum Entspannenderes als Land Art – man ist draussen, hat Bewegung und erst noch das Gefühl, etwas getan zu haben.

Bedetti: Kaboom
Film

Eigentlich ist es schon rätselhaft, wieso dieses Ami-College-Schmierentheater am diesjährigen Filmfestival Cannes eine Palme abgeräumt hat. Andererseits war es auch nur die «Queer Palm». Damit wäre auch schon zum Inhalt übergeleitet, der sich in den ersten 70 von 86 Minuten Laufzeit darum dreht, dass sich der androgyne Student Smith nicht entscheiden kann, ob er lieber mit Männern oder Frauen ins Bett will, und sich darüber stundenlang mit der affektierten Kunststudentin Stella unterhält, während sie in vegetarischem Essen herum-picken. Nach diesem etwas lang geratenen Einstieg tischt der Film in einer wirren Hektik eine lynchische Verschwörungsgeschichte auf, die auf dem Gipfel der Absurdität damit endet, dass der verschollen geglaubte Vater von Smith den Erdball mit einer multinuklearen Explosion in die Luft bläst. Man weiss zwar nicht recht, ob man mit den «Kaboom»-Machern lacht oder über sie, lachen muss man aber bestimmt. Ob der Film es in die Deutschschweizer Kinos schafft, ist ungewiss. In der Romandie ist er angelaufen.

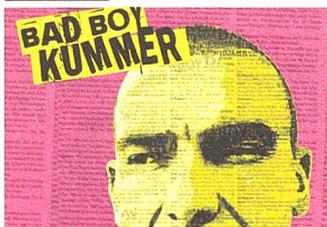
Sidler: Stricken
Hobby

«Inestäche, umeschlah, dureziäh und abelah.» Stricken ist einfach zu lernen, eine gute Abwechslung zum Unistoff und beruhigt sogar das Gewissen, da man dabei ja nicht völlig untätig ist. Ausserdem ist es ein gutes Gefühl, seinem eigenen Werk beim Entstehen und Wachsen zuzusehen. Auch bei Form und Farbe kann man Gott spielen und Schals in Pink und Gelb oder Mützen in Grasgrün entwerfen. Wolle und Nadeln gibt es in jedem grösseren Warenhaus für wenig Geld zu kaufen und Anleitungen findet man heutzutage auch auf Youtube. Ist der Anschlag erst einmal geschafft, lässt es sich dann während dem Stricken bequem Beziehungsprobleme wälzen, Ideen für Seminararbeiten sammeln, den Gedanken freien Auslauf gönnen oder die geheime Identität als Serienjunkie pflegen. Skeptiker bringt man übrigens mit der Antwort «Von wegen unproduktiv, schau mal, wie weit ich schon bin!» zum Schweigen.

Messmer: Lucky Luke
Comic

Als ich noch jung war, war ich ein Nerd. Ich spielte Computerspiele bis tief in die Nacht. Während Zwischenstunden in der Schule hing ich in der Bibliothek ab und las Comics. Und da stach mir einer besonders ins Auge: Lucky Luke, *the poor lonesome Cowboy*. Der erlebte, was ich verpasste. Abenteuer in der unendlichen Prärie, angereichert mit allem, was für mich damals in weiter Ferne lag: Whisky und Bier in rauhen Mengen, Kartenspiele um Hunderte von Dollars, Reichtümer, knapp bekleidete Frauen und deftige Schlägereien, Schiesereien und abgefeimte Gauner. Trotz dem Wilden Westen blieb Lucky aber stets integer, *he prefers a horse for company*.

Leider hat die Präventionswut auch bei Lucky Einzug gehalten. Neuerdings ziert ein Grashalm seine Lippen. Seine immer im Maul hängenden, perfekt einhändig gedrehten Zigaretten waren für die heutige Jugend wohl zuviel. Ich lese ihn trotzdem noch, vor allem zum Einschlafen.



Bad Boy Kummer
Film

Er hat die ganz Grossen getroffen: Pamela Anderson, Nicholas Cage, Sharon Stone. Und was er daraus machte, war noch viel grösser. Anstatt wie der Rest der Sternchen-Journis nur an der Oberfläche zu kratzen, offenbarte der Berner Tom Kummer während der 90er-Jahre das Seelenleben der Hollywood-Hotshots, deren intimste Gedanken zu Sex and Drugs. Kummer wurde begeistert. Die grossen Blätter im deutschen Raum – unter anderem das Tagimagi und das Magazin der Süddeutschen Zeitung – brauchten mehr vom Stoff. Kummer wurde selbst zum Star. 1999 flog er auf. Er hatte alles gefälscht.

Regisseur Miklós Gimes war damals einer der Gelinkten. Er sass als stellvertretender Chefredaktor in der Redaktion des Tagimagis. Nun erzählt er Kummers Geschichte neu, porträtiert den, dem er auf den Leim gegangen war. Und er regt zum Nachdenken an. Bad Boy Kummer bereut nichts, und doch erscheint er auf der Leinwand sympathisch. Seine Verteidigung: Auch die Chefredaktoren der Zeitschriften hätten gewusst, was er abliefern würde. Das verfährt beim Zuschauer und lässt diesen doch kalt. Der Streifen reisst nicht mit, die zahlreichen Protagonisten verwirren, und die Erzählerstimme Kummers ist eintönig. Auch ein Dokumentarfilm sollte Emotionen wecken.

Trotzdem ist der Film sehenswert. Für solche, die sich an den öffentlichen Aufschrei vor zehn Jahren erinnern, für die, die sich fürs Mediensystem interessieren, gibt Bad Boy Kummer einen neuen Blick auf das damals Undenkbare frei, vermittelt Mediengeschichte. Denn auch Bildung ist der Auftrag eines Dokumentarfilms. [kst]

Wann: Ab 21. Oktober
Wo: RiffRaff
Verlosung: Gewinne 5 x 2 Tickets, Teilnahme unter www.zs-online.ch/verlosungen

HOCHSCHULForum
der reformierten Kirche Zürich

Worte gefunden
Buch

Wer benutzt heute noch religiöse Wörter? Die meisten, denn wer war nicht schon einmal begeistert von einer Sache oder hat mit einer Engelsgeduld den Litaneien seiner Freunde über deren Liebespech zugehört? Theologin Pascale Rondez ist fasziniert vom religiösen Sprachschatz in der Alltagssprache. Von Hochschulangehörigen wollte sie deshalb das schönste Wort wissen und organisierte im Namen des Hochschulforums den Wettbewerb «Worte gefunden». Über fünfzig Vorschläge trafen ein – mit der verlangten Begründung. Daraus entstanden ist ein Sammelband.

Das schmucke Büchlein wurde an der Vernissage am 5. Oktober im Turmzimmer der Universität vorgestellt. Rondez begrüsst an diesem Abend alle Anwesenden persönlich mit einem Händeschütteln. Der Duft des Apérogebäcks erfüllt den Raum. Nach der Eröffnungsrede, die klanglich an eine Predigt erinnert, führt Cellistin Stefanie Maurer das Publikum ins Thema ein. «Am Anfang war die Idee», beginnt sie und liest aus den eingesandten Texten vor. Mit ihrem Spiel zieht sie die Zuhörer in ihren Bann, die Darbietung ist der Höhepunkt des Abends.

Pascale Rondez ist mit dem Endprodukt zufrieden und erfreut, dass sich Studierende aus diversen Fachrichtungen beteiligt haben. Auffällig ist der Qualitätsunterschied der verschiedenen Texte. Während einige wahrhaftig literarisch und gut durchdacht daherkommen, gleichen andere einem strukturlosen Sinnieren über ein beliebiges religiöses Wort. Auch die Quantität ist sehr unterschiedlich – von einem Satz wie «Klang und Bedeutung sind schön» zu mehreren Seiten tiefgründiger Auseinandersetzung ist alles vorhanden. So sind in dem Büchlein «Worte gefunden» nicht nur einige ungewöhnliche Ausdrücke, sondern auch spannende Beiträge zu finden. [daz]

www.hochschulforum.ch



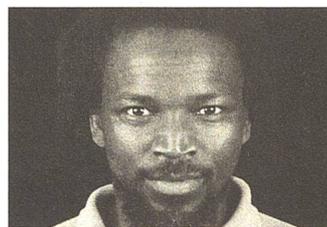
Picasso auf der Bühne
Theater

Kaum ein Künstler hat einen so unverwechselbaren Stil wie Picasso. Jede Figur mit eckigem Gesicht und dem Mund an einer unmöglichen Stelle erinnert an ihn. Dass er jedoch auch als Theaterautor tätig war, geht bei all der Grossartigkeit seiner Malerei meist unter. Das «sogar theater» in Zürich wirkt dem entgegen und bringt Picassos vor Absurdität strotzendes Werk «Wie man Wünsche beim Schwanz packt» auf die schnuckelig kleine Bühne.

In nur drei Tagen verknüpfte der grosse Künstler in seinem Stück Figuren wie Plumpfuss, Torte und Zwiebel miteinander zu einer wunderschön surrealen Geschichte. Deren Inhalt vollständig zu verstehen, bleibt für den Zuschauer wohl Wunschdenken, denn hinter den sechs aberwitzigen Akten steckt keine ultimative Logik. Picasso komponierte die Geschichte assoziativ – das Zusammenklängen der einzelnen Worte hat Vorrang vor der blossen Beschreibung von Emotionen.

Herausgekommen ist dabei eine Reise nach Absurdistan über Leben und Lieben, die sich von ihrem Entstehungshintergrund scharf abgrenzt. Im eisigen Winter des besetzten Paris schuf Picasso im Januar 1941 Bedeutendes: ein zeitlos schönes Stück Kunst, fernab von jeder schnöden Realität, poetisch, klangvoll, ein bisschen dada – als hätten sich seine Bilder in Worte verwandelt. [cat]

Wann: November 2010
Wo: «sogar theater», Josefstrasse 106, Zürich



Kubaki
Fotoprojekt

Die Ausstellung «Kubaki – Afrikaner in Europa» gibt fünfzehn Menschen ein Gesicht und eine Stimme, welche auf einem fremden Kontinent einen Neubeginn wagten. Neben den Fotoporträts kommen sie in Interviews zu Wort, in denen Antworten auf die anfangs aufgeworfenen Fragen gesucht werden.

Die Interviews kann sich der Besucher anhören. Bewusst wird jedoch darauf verzichtet, den Stimmen ein Gesicht zuzuordnen – dies bleibt dem Besucher überlassen. Herkunft, sozialer Hintergrund und Arbeitsbereich der Befragten gehen dabei stark auseinander. So begegnet man in der Ausstellung nicht nur unbekanntem Gesichtern, sondern trifft beispielsweise auch auf den SP-Nationalrat Ricardo Lumengo.

Hinter dem Projekt steht der Verein Tanana. Dieser hat sich auf das Porträtieren von Menschen aus unterschiedlichen Milieus und Kulturen spezialisiert.

Die Zugewanderten zeigen sich in der Ausstellung unmittelbar und ohne Maske. Das Resultat sind intime Einblicke in deren Lebenswelten und Biografien, die durch das Zurücklassen des Gewohnten und den Aufbau einer völlig neuen Existenz geprägt sind. Durch die einfach gehaltene Bildsprache in Schwarzweiss wird die Aufmerksamkeit unvermittelt auf die frontal aufgenommenen Gesichter gelenkt. Deren Blick in die Kamera richtet sich direkt auf den Betrachter. So wird die Distanz zwischen Besucher und Porträtierten auf ein Minimum reduziert.

Später sollen als eine Art Spiegelung Europäer in Afrika vor die Kamera gebracht werden. Damit versucht das Fotoprojekt Brücken zwischen den Kontinenten zu schlagen und einen bescheidenen Beitrag zur Völkerverständigung zu leisten. [amb]

Wann: Vernissage 5. November
Wo: Töpferei, Zürich

Jeden Montag: «Bildung & Chancen» im Tages-Anzeiger

Lernpower – die interaktive Kolumne
für mehr Lust und Knowhow beim Lernen
Jeden Montag auf der Seite Bildung und Chancen
www.lernpower.tagesanzeiger.ch



Für alle Bachelor-
und Masterstudierenden:
Die Serviceseite rund um die
Themen Bildung, Weiterbildung
und Karriere. Jeden Montag im
Kultur- und Gesellschaftsbund.
Für alle, die nie ausgelernt haben.

Dranbleiben.

Tages-Anzeiger



**Schluss mit
bösen
Überraschungen!**

Unterstützung von Profis - bevor es zu spät ist!

Bachelorarbeiten - Diplomarbeiten - Dissertationen - Hausarbeiten - Magisterarbeiten

Info und Beratung unter: +41 (0) 44 500 31 84 oder +41 (0) 78 664 31 84
www.acad-write.ch | info@acad-write.ch

ACAD WRITTM
International AG

Wer will das heute noch?

Anja und Janine studieren Medizin an der Uni Zürich.

Sie wollen Hausärztinnen werden.

Aus Überzeugung, wie sie selbst sagen.

Anja und Janine, Hausärztinnen und Hausärzte haben nicht den besten Ruf. Es heisst, sie verdienen wenig und arbeiten vor allem in ländlichen Randgebieten. Wer will da noch Hausarzt werden?

— **Anja:** Das Schöne am Hausärztin sein ist für mich die Begleitung des Patienten über längere Zeit, die Abwechslung im Alltag, unterschiedliche Patienten, verschiedene Alter, der grosse Diagnoseumfang. Ich kann alles anwenden, was ich im Studium gelernt habe.

Janine: Ich habe in meinem sechswöchigen Praktikum bei einem Hausarzt teilweise sehr grosse Wertschätzung der Patienten erlebt, weil er in jedem Fall hilft und die Betreuung persönlicher ist. Auch mit weniger Hilfsmitteln kann der Hausarzt viel machen. In der eigenen Praxis bin ich zudem mein eigener Chef.

Es heisst, das enorme medizinische Fachwissen verdoppelt sich alle fünf Jahre. Da braucht doch Spezialisten und keine Generalisten? — **Anja:** Entscheidend ist, dass der Hausarzt spürt, wann es einen Spezialisten braucht. Die

HAUSÄRZTE STERBEN AUS

Einer Umfrage an der Uni Basel zufolge möchte nur jeder zehnte Medizin-Studierende später Hausarzt werden. Ein Grossteil davon sind Frauen. Viele Studierende wollen sich spezialisieren und nicht als Hausarzt in der Allgemeinmedizin bleiben, wofür es in der Schweiz nur drei Lehrstühle gibt. Wird nichts unternommen, reduziert sich die Zahl der praktizierenden Hausärzte bis 2021 auf ein Viertel, warnte der Berufsverband der Haus- und Kinderärztinnen in einer Medienmitteilung vom April dieses Jahres.

Entscheidung darüber, was man selber machen kann und was nicht, ist eine Gratwanderung. Es ist aber tatsächlich so, dass der Hausarzt auf allen Gebieten auf dem Laufenden bleiben sollte. Das ist wahrscheinlich das Einzige, was mir an diesem Beruf Angst macht.

Janine: Das Wichtigste ist, dass ich selber erkenne, wenn etwas meine Kompetenz überschreitet. Das fordert mich heraus, und das ist in Ordnung so. Ich möchte aber auch nicht jeden zweiten Patienten weitervermitteln müssen, das wäre für mich nicht befriedigend.

Was Hausärztinnen und Hausärzte heute leisten, könnten doch ganz gut Pflegefachleute übernehmen. Wozu braucht es euch da noch? — **Anja:** Pflegefachleute arbeiten nach meiner Erfahrung häufig mit Schemen und haben Symptome und Behandlungsmöglichkeiten auswendig gelernt. Es braucht hier aber mindestens sporadisch eine Rücksprache mit dem Hausarzt. Pflegefachleute kennen die Zusammenhänge im Gesamtorganismus nicht. Der Hausarzt fungiert quasi als eine übergeordnete Instanz, die prüft und justiert – der Hausarzt hat die Fäden in der Hand.

Janine: Hausärzte bleiben unabdingbar, weil sie über alle Fachgebiete Bescheid wissen müssen.

Hausärzte wissen in vielen Gebieten Bescheid, aber bin ich bei ihnen auch am besten aufgehoben? Wenn ich eine Sportverletzung habe, gehe ich zum Sportarzt, und wenn ich Probleme mit den Ohren habe, zum Ohrenarzt. Warum soll ich überhaupt zum Hausarzt gehen? Der schickt mich dann doch nur zu Spezialisten. — **Janine:** Einen gross-

en Teil der Fälle kann man ohne Spezialisten lösen, es braucht ihn eigentlich nur selten.

Anja: Ausserdem ist häufig medizinisches Fachwissen notwendig, um den richtigen Spezialisten zu finden. Da gibt es ganz typische Fehleinschätzungen. Es kostet im Übrigen auch Geld, wenn man zunächst mehrere Spezialisten konsultiert, bevor man den richtigen gefunden hat.

Janine: Viele Leute verlassen sich auf das, was die Nachbarin erzählt oder was sie in einem Heft gelesen haben. Diese können das aber nicht professionell einschätzen.

Der Fachbereich des Hausarztes wird kaum an der Universität gelehrt, man setzt auf Spezialisierungen. Können so gute Hausärzte ausgebildet werden? — **Janine:** Dieses Problem hat die Universität erkannt. Beispielsweise ist ein gutes Tutorats-System aufgezogen worden. Insgesamt ist aber vielleicht einmal im Semester jemand gekommen, der etwas über Hausärzte erzählt hat. Das ist zu wenig und schafft auch kaum Anreize, Hausärztin oder Hausarzt zu werden.

Anja: Es laufen immer noch zuwenige Bestrebungen, auch von der Vorlesungsgewichtung her. Inzwischen hat es in Zürich immerhin einen Lehrstuhl. Insgesamt ist unser Studium zu theoretisch und zu fachspezifisch, wir lernen nicht anhand von Symptomen und können auch keine Diagnosen stellen. Die Praxis ist eher auf die Zeit nach dem Studium verlagert.

Einem Hausarzt bleibt häufig aus Zeitmangel nur eine Viertelstunde, um darüber zu entscheiden, wie es mit dem

Fit studieren mit Andrea

#5: Nervosität

«Bei Nervosität schlage ich Yoga und von Gesundheitsratgebern empfohlene Atemtechniken vor.»

Janine (9. Semester) und Anja (11. Semester) im Gespräch.



Patienten weitergehen soll, schreibt ein angehender Arzt anlässlich eines Hausärztekongresses in Arosa. Klingt nach erschöpfender Massenabfertigung, die auch mal schief gehen kann. — **Janine:** Wenn ein Arzt dem Patienten einige Minuten zuhört, kann er schon um die 80 Prozent der Diagnosen stellen. Man lernt auch, schnell zu entscheiden, welche Untersuchung jetzt noch notwendig ist, um eine Diagnose zu bestätigen oder einzugrenzen. Auch wenn es wenig scheint – in 15 Minuten kann man viel machen. Aber es ist klar, dass das nicht bei allen Patienten geht.

Anja: Das mit dem Zeitdruck zieht sich durch die ganze Medizin. Am Schluss meines Wahlstudienjahres

war ich dreieinhalb Monate in Ghana. Dort hatte der Arzt teilweise drei Minuten Zeit pro Konsultation. Das ist zwar nicht vergleichbar und auch gefährlich – geht aber. Es passieren so aber sicher viel mehr Fehler.

Hochrechnungen zufolge sollen im Jahr 2021 nur noch 25 Prozent der Hausärzte tätig sein. Wie seht ihr eure Zukunft? — **Anja:** Das ist tatsächlich ein Problem. In ganz Europa zeichnet sich eine Rochade der Hausärzte ab. In der Schweiz bleiben die Praxen leer, es kommen Deutsche und die fehlen dann wiederum in Deutschland. Das zieht sich durch mehrere europäische Länder. Die Schweiz macht es sich sehr einfach.

Janine: In den letzten Jahren sind

die Bestrebungen in die falsche Richtung gegangen. Es wird immer unattraktiver, Hausarzt zu werden. Aber die Situation ist grauenhaft, ich weiss nicht, wie das funktionieren soll. Werden es noch weniger als jetzt, sind die verbleibenden Hausärzte eindeutig überlastet.

Anja: Es gibt aber auch gute Bestrebungen, mehr auszubilden und den Job attraktiver zu machen. Sicher kommt das jetzt viel zu spät, und das Loch, das sich jetzt aufmacht, wird man auf jeden Fall spüren und es mit ausländischen Ärzten füllen müssen. Die Situation bereitet mir Sorgen. Sicher schreckt es Studenten ab, die sich wenigstens ansatzweise vorstellen könnten, den Job zu machen. ◊

Eine Bronzestatue auf Abenteuern

Sie erhitzte einst Studierendengemüter.
Die Büste von Auguste Forel, Freund von Ameisenkriegen und Menschenkastration.

Mitte der 80er-Jahre machte ein Universitätsangestellter auf dem Flohmarkt am Bürkliplatz einen interessanten Fund: Die Büste des ehemaligen Leiters der Psychiatrischen Klinik der Universität Zürich, Auguste Forel. Sie war ein paar Tage zuvor aus dem Zentralgebäude gestohlen worden. Von wem, ist Maximilian Jäger, Delegierter von Rektor Fischer, bis heute nicht klar. Wütend schaltete er damals ein «Vermissten-Inserat» mit Foto in der NZZ. Zurück an ihrem angestammten Platz, geriet die Büste schon bald wieder in Vergessenheit.

Bis 2005. Damals hatte das Thema Eugenik und Zwangssterilisierung Hochkonjunktur. Auslöser war Willi Wottrengs 1999 erschienenes Buch «Hirnriiss», in welchem der NZZ-Journalist die Zwangssterilisierungen im Burghölzli unter Forel ans Licht brachte. Das Parlament diskutierte ein Gesetz zur Entschädigung der Opfer von Zwangssterilisierungen und -kastrationen. Und einige Studierende wollten die Büste von Auguste Forel aus der Uni verbannen.

Kontroverses Erbe

Die Öffentlichkeit ignorierte die Schattenseite von Forels Werk lange. Bis in die 90er-Jahre wurde sein positives Schaffen ins Licht gerückt: Pazifismus, Gleichberechtigungsideen, Einsatz für die Frauenrechte. Ab 1978 prangte sein Gesicht gar sechs Jahre lang auf dem höchst dotierten Geldschein der Welt: der Schweizer Tausendernote. Auch die Uni geizte nicht mit Lob für den Psychiater. 1985 veranstaltete sie eine Ausstellung zu Auguste Forel. Der damalige Rektor Konrad Akert bezeichnete den Wissenschaftler

Auguste Forel: Lange wurde seine Schattenseite ignoriert.



als «grossen Schweizer Gelehrten und Menschenfreund».

Meister der Ameisen

Doch unter Forels Direktion im Burghölzli wurden rund 50 Zwangssterilisierungen vorgenommen. Der Psychiater, der in seiner Kindheit gerne Ameisenarmeen zu blutigen Massakern antreten liess, wirkte sogar noch darüber hinaus: Laut einer Studie des Sozialdepartements Zürich wurden aufgrund seines Gedankenguts zwischen 1892 und 1970 schweizweit tausende von Frauen und Männern unfruchtbar gemacht. Forel wollte die Wissenschaft «nützlich» machen und die «geistigen und körperlichen Schmarotzer der Gesellschaft, die den arbeitsamen Menschen der Gesellschaft zur Last fallen», ausmerzen. Um

das studentische Begehren von 2005 zu diskutieren, veranstaltete die Hochschule ein Kolloquium zu Auguste Forel und beauftragte eine Ethikkommission damit, zu beratschlagen, wie mit der eugenischen Vergangenheit umzugehen sei. Die Lösung: Weiterdiskutieren.

Die Büste sollte ins historische Museum Zürich übersiedelt werden. Doch da ist sie bis heute nicht angekommen. Ist sie erneut spurlos verschwunden? «Nein», weiss Thomas Tschümperlin, stellvertretender Delegierter von Rektor Fischer: «Die Büste befindet sich in der Kunstsammlung des Kantons Zürichs.» Man wolle sie baldmöglichst im Museum ausstellen. Der einzige Grund für die Verzögerung sei mangelndes Interesse. «Die Büste ist heute den meisten ziemlich gleichgültig.» ♦

Blutspenden an der Uni

Dafür

Blutspenden an der Uni ist göttlich. Ich mag es, mich der latenten Nervosität vor dem Spenden zu stellen, liebe es, vom medizinischen Personal bemuttert zu werden, und ich bin verrückt nach der Gänsehaut, die ich kriege, wenn sich die zugegebenermassen nicht gerade dünne Kanüle in eine meiner sorgfältig ausgewählten Venen schiebt. Und natürlich geniesse ich die bewundernden Blicke der Memmen aus den oberen Rängen im Lichthof, denen die Knie schlottern bei der Vorstellung, sich piksen zu lassen.

Abgesehen vom heroischen Gefühl, das sich gleichzeitig mit der Entfernung der Nadel aus meinen Arm einstellt, liegen die Vorteile der Blutspende auf der Hand: Für läppische 4,5 Deziliter Körperflüssigkeit bekomme ich einen kostenlosen Gesundheitscheck mit Bestimmung meiner Blutgruppe und einer Messung von Blutdruck, Puls und Hämoglobin. Weil jede Spende auf Antikörper getestet wird, kann ich sicher sein, weder Hepatitis B oder C noch HIV oder Syphilis unentdeckt mit mir herumzutragen.

Auch die angebotene Verpflegung ist nicht zu verachten. Vor dem Abzapfen stopfe ich mich gepflegt mit Sugus voll. Danach bediene ich mich am Buffet aus einer reichen Auswahl von Snacks und plaudere mit meinen neuen Blutsbrüdern und -schwestern oder unterhalte mich mit dem einen oder anderen schnuckligen Medizinstudenten über Vor- und Nachteile einer Spiralanästhesie. Ausserdem lerne ich im persönlichen Gespräch den Arzt von einer anderen Seite kennen, weil er sich nicht nur für mein Blut, sondern auch für mein Studium interessiert. Überhaupt geniesse ich für 45 wundervolle Minuten die totale Aufmerksamkeit der weiss gekleideten Helferschaft. Der Spender ist König. Und dank der Möglichkeit, direkt an der Uni Blut zu spenden, vergesse ich niemals den nächsten Termin und kann nach der letzten Vorlesung noch auf dem Nachhauseweg kurz im liebevoll abgetrennten Provisorium im Lichthof vorbeischaun.

In der Schweiz werden täglich 1300 Blutspenden benötigt, um Unfallopfer oder Patienten, die eine schwere Operation benötigen, mit dem roten Lebenssaft zu versorgen. Da halte ich mit Freuden viermal im Jahr für zehn Minuten meinen Arm hin und knete rhythmisch einen grünen Schaumstoffball, um den Blutfluss in meinen Adern zu fördern, wenn ich damit Menschen helfen, ja vielleicht sogar Leben retten kann. Und hat nicht schliesslich schon Christus sein Blut für seine Jünger hergegeben? Tut es ihm gleich! Geht Blut spenden!

Von Andrea Bühler

Dagegen

Dank Karl Landsteiner überkommt mich gegen Ende des Semesters jedes Mal das schlechte Gewissen. Landsteiner machte im Jahre 1900 mit der Entdeckung der unterschiedlichen Blutgruppen Bluttransfusionen möglich. Darum heisst es an der Uni immer wieder: «Schenken Sie Blut!»

Dass ich Blut generell nicht gern ausserhalb seiner Laufbahn sehe und deshalb auch schon Platz auf der Treppe im Hauptgebäude nehmen musste, als ich einem «Lueg, ez sinds wieder am...» einer Kollegin Folge leistete, ist nur einer der Gründe, weshalb ich auch diese Weihnachten nicht mein Blut verschenken werde. Vielleicht könnte ich ja – um Leben zu retten – meine Angst vor dem bestimmt kaum spürbaren Einstich überwinden und über die möglichen Nebenwirkungen wie Blutergüsse, Kreislaufprobleme und Übelkeit hinwegsehen. Dass tausende Studenten von den Treppen und Gängen auf mich herunterblicken, kann ich allerdings nicht ignorieren! Die schlürfen dabei ihren Kaffee, den sie sich im Lichthof anstelle einer Informationsbroschüre übers Blutspenden geholt haben, während ich schwitzend und voller Panik ihren entweder bemitleidenden oder hämischen Blicken nicht ausweichen kann.

Der Grossanlass versammelt jeweils bis zu 2000 Studierende und Angestellte der Hochschulen im Lichthof. Im Winter 2009 lockte er passend zur Adventszeit mit dem Slogan «Blut wächst nicht auf Bäumen. Es kommt von Herzen». Bei mir scheint dies definitiv nicht der Fall zu sein. Anders kann ich mir mein Verhalten, nämlich das Hauptgebäude während dieses wohlätigen Blutvergiessens zu meiden, nicht erklären.

Und mal ehrlich, auch wenn ich angstfrei und voller Lebens(schenk)freude wäre, könnte sich der Zürcher Blutspendedienst nicht einen sinnvolleren Termin für diese heroische Tätigkeit einfallen lassen? Oder bin ich die einzige, die im Dezember und Mai Arbeiten schreiben und auf Prüfungen lernen muss? In dieser Zeit empfinden mich Kommilitonen ohnehin schon als gestresst, energielos. Da kann ich unter keinen Umständen auch noch auf zehn Prozent meiner Blutkörperchen und 450 Milliliter meines Bluts verzichten.

Deshalb – und aus Mangel an Eisen – werde ich auch in meinen verbleibenden Semestern an der Uni weiterhin ignorant an den tapferen Lebensrettern vorbeispazieren.

Von Stefanie Bäurle

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung

88. Jahrgang

Ausgabe #5/10

www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS

Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Spendenkonto: PC 80-26209-2

Geschäftsleitung

Lukas Messmer

lukas.messmer@medienverein.ch

079 723 33 11

Inserate

KünzlerBachmann Medien AG

Geltenwilenstr. 8a

9001 St. Gallen

071 226 92 92

n.montemaran@kbmedien.ch

Inserateschluss #6/10: 20.11.2010

Druck

Merkur Druck AG,

Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

31'277 (WEMF 2010)

35'000 (Druckauflage)

Die ZS - Zürcher Studierendenzeitung erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich

redaktion@medienverein.ch

Redaktionsschluss #6/10: 20.11.2010

Redaktion

Joel Bedetti, Lukas Messmer, Mirjam Sidler,

Patrice Siegrist, Corsin Zander,

Daniela Zimmermann [daz]

E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder:

vorname.nachname@medienverein.ch

Gestaltungskonzept

Kerstin Landis, Christoph Senn

Layout

Lukas Messmer, Patrice Siegrist

Mitarbeit

Cornelia Alig, Stefanie Bäurle, Andrea Bühler,

Catherine Eisenle [cat], Sabina Galbiati, Fabio

Höhener, Doris Hysek, Ann-Christin Mbuti

[amb], Katja Morand, Andreas Rizzi, Nathalie

Schmidhauser, Konrad Stähelin [kst], Truog,

Sarina Tschachtli

Bilder und Illustrationen

Marlies Aryani Rüegg, Daniela Bär, Chöying

Darpoling, Corina Ernst, Thomas Fryscak,

Gollob, Doris Hysek, Ron Kappeler, Samuel

Nussbaum, Philip Schaufelberger, Christoph

Senn

Lektorat

Sandra Ujpeéry

Produktionssong #5/10

Loituma - Ievan Polkka

Kurz gefragt

Texte und Bild: Cornelia Alig



Andrea, 20

Medizin, 2. Studienjahr

Nicht alles kann man mit Pillen und Tabletten behandeln. Andrea hat uns praktische Tipps gegeben, wie mal Alltagsprobleme mit Hausrezeptchen behandeln kann. Damit die alltäglichen Studiensorgen schnell und einfach behoben werden können!

KORRIGENDA

In der letzten Ausgabe ist uns ein ärgerlicher Fehler unterlaufen. Im Artikel «Exodus der Professoren» haben wir geschrieben, 150 Professoren und Professorinnen hätten die Uni Zürich in den letzten fünf Jahren verlassen. In der Tat waren es bloss deren neun. Fünf davon (bei 12 erhaltenen Rufen) an der Philosophischen Fakultät. Statt nur die (ausser-)ordentlichen Professoren zu zählen, haben wir die Privatdozentinnen und Privatdozenten und Titularprofessorinnen und Titularprofessoren dazu gezählt. So errechnete sich die zu hohe Zahl.

Der Fehler ist auf die Redaktion und nicht auf die Autorin, unsere Freie Mitarbeiterin Nathalie Schmidhauser, zurückzuführen.

LESERBRIEFE

Wir freuen uns über Reaktionen zu unserer Zeitung. Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance, veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, ohne Rücksprache Kürzungen vorzunehmen. Anonyme Leserbriefe ohne Absender werden nicht publiziert. Natürlich können alle unsere Texte auch auf unserer Homepage kommentiert und diskutiert werden:

www.zs-online.ch

Postadresse:

Medienverein ZS,

Rämistrasse 62

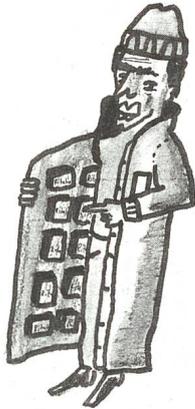
8001 Zürich

E-Mail:

redaktion@medienverein.ch

disziplinäres von Gollob/Truog

Lebensunterhalt, vielerlei Gestalt



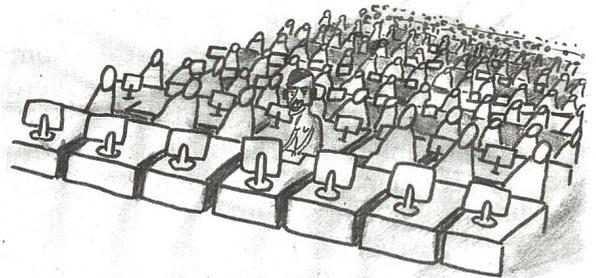
Der Medizinstudent Karl U. verkauft Medikamente...



... wogegen Psychologin Lisa F. Nachbars Katze hütet.



Jurist Nico A. seinerseits wollte keine Auskunft geben,...



... Publizistin Petra D. hingegen gibt von Berufs wegen Auskunft,



Soziologe Stefan S. des Weiteren pflegt distinguierte alte Damen,...



... und bei Architekt Martin O. letztlich erübrigt sich die Frage.



Wie funktioniert der StuRa?

Der Studierendenrat der Uni Zürich ist vergleichbar mit dem Schweizer Nationalrat. Die Basis bilden die mehr als 26'000 Studierenden.

Der StuRa ist das Sprachrohr der Studierenden, vertritt ihre Anliegen und hat Einsitz in diversen Kommissionen. Er begründete die Erstsemestrigentage, organisiert Podiumsdiskussionen und Partys. Doch damit er das tun kann, muss er zuerst von den Studierenden gewählt werden.

70 Ratsmitglieder

Die Studierenden wählen jeden Herbst insgesamt 70 Ratsmitglieder. Diese 70 Sitze sind proportional auf die Fakultäten verteilt. Die Studierenden können nur Kandidierende aus ihrer jeweiligen Fakultät wählen. Deshalb müssen an der Philosophischen Fakultät, die mit circa 12'000 Studierenden die grösste ist, mehr Sitze vergeben werden als zum Beispiel an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Die Ratsmitglieder formieren sich in verschiedenen parteiartigen Gruppierungen. Diese orientieren sich nach Fachrichtung oder auch fakultätsübergreifend nach unipolitischen Interessen. Dem Rat als Legislative steht als Exekutive das StuRa-Büro vor. Will man den Vergleich weiterziehen, dann hat

das StuRa-Büro gewissermassen die Funktion des Bundesrats. Seine sieben Mitglieder werden jeden Winter vom versammelten StuRa gewählt. Bei dieser Gelegenheit wird auch die StuRa-Präsidentin beziehungsweise der StuRa-Präsident gewählt. Sie oder er übernimmt zusammen mit den anderen sechs Büromitgliedern die administrative Leitung des StuRas. Sie organisieren und leiten die drei mal im Semester stattfindenden StuRa-Sitzungen und vertreten den StuRa gegen aussen und vor allem gegenüber der Uni. Der gute Draht zur Unileitung ist besonders wichtig und wird vom Büro auch gepflegt, sodass viele Probleme direkt mit den Verantwortlichen der Uni besprochen werden können.

Besser pendeln

Ausserdem bearbeitet das Büro die Aufgaben, welche ihm vom Rat übertragen werden. Wird zum Beispiel vom Rat entschieden, dass die Situation der Pendelbusse nach Oerlikon verbessert werden muss, überträgt der Rat diese Aufgabe dem Büro. Dieses setzt sich dann durch Gespräche mit dem Stab des Rektors dafür ein.

Daraufhin wird beispielsweise ein anderer Zeitplan mit mehr Pendelfenstern an der Uni entwickelt.

Mitarbeit in Kommissionen

Doch die Ratsmitglieder betrauen nicht nur das StuRa-Büro mit Aufgaben, sondern betätigen sich in zahlreichen universitären und studentischen

Kommissionen. Diese reichen beispielsweise von der Mensakommission, wo sich die drei Studierendenvertreter schon erfolgreich für ein weiteres Vegimenu eingesetzt haben, über die Lehrkommission bis hin zur Erweiterten Unileitung, wo die studentische Meinung durch zwei Sitze vertreten wird. Die Kom-

missionen sind aber nicht nur für StuRa-Mitglieder zugänglich. Grundsätzlich können alle immatrikulierten Studierenden der Uni sich zur Wahl stellen und dort mitwirken.

Der StuRa ist auf die aktive Mitarbeit von Studierenden angewiesen, die bereit sind, ein wenig Zeit und Energie für die Interessen ihrer über-

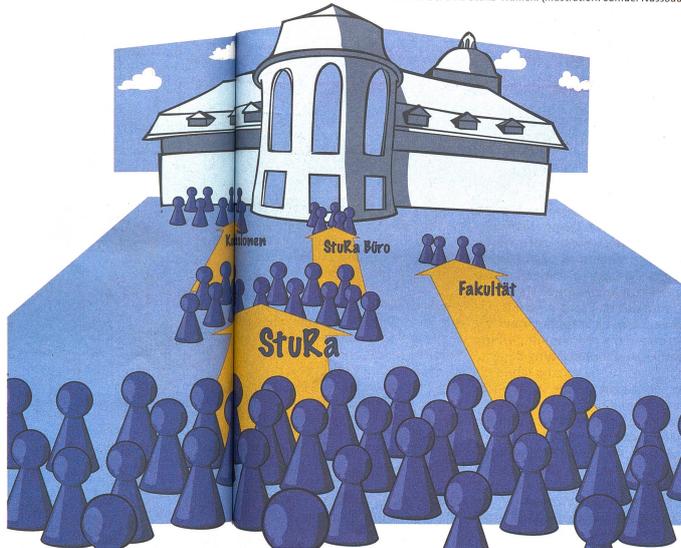
26'000 Kommilitoninnen und Kommilitonen zu investieren.

Moritz Leuenberger war im StuRa
Über die Gründe für das teilweise geringe Interesse an aktiver Studierendpolitik kann nur spekuliert werden. Für Studierende mit Berufszielen in der Politik ist ein Engagement im StuRa aber sicher keine schlechte Entscheidung. Vorgemacht hat es vor vierzig Jahren ein Jus-Student namens Moritz Leuenberger, der seine ersten politischen Erfahrungen im StuRa sammelte. Aber nicht nur zukünftige Politikerinnen und Politiker profitieren von einer Kandidatur: Die Arbeit im StuRa macht Spass, man lernt viele neue Leute kennen, erhält einen einmaligen Einblick in die Uni und kann vieles bewirken.

Mitarbeit in Kommissionen

Für eine Kandidatur ist es jetzt zwar erstmal zu spät. Aber nicht, um diejenigen zu unterstützen, die sich engagieren. Dies kannst du als Besucher an jeder der öffentlichen StuRa-Sitzungen, indem du selbst in Arbeitsgruppen oder Kommissionen mitmachst, für die du nicht im Rat sein musst, oder am einfachsten, indem du deine gewünschten Vertreter selbst wählst. Auch im Hinblick auf die Entstehung einer neuen verfassten Studierendenschaft an der Universität Zürich, genannt SUZ, ist eine hohe Wahlbeteiligung und Unterstützung der engagierten Studierenden essentiell.

Vom 5. bis 19. November sind StuRa-Wahlen. (Illustration: Samuel Nussbaum)



Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung.

Cette page n'était pas disponible pour la numérisation.

This page was not available for digitisation.